OLZ

XXXIV / 3 MÄRZ 1931

Neue Wandmalereien aus Amarna[1].

Von A. Scharff.

Der Ende 1924 im besten Mannesalter dahingeraffte englische Ausgräber Newton, dessen Andenken der anzuzeigende Prachtband zugeeignet ist und dem Whittemore einen anerkennenden Nachruf gewidmet hat, hatte das Glück, in dem von der Egypt Exploration Society entdeckten sogenannten Nordpalast von Amarna höchst eigenartige und vorzüglich erhaltene Wandmalereien zu finden. Seine geschickte Hand konnte noch einiges kopieren (Taf. VII b, X, auch Taf. XX gibt eine Zeichnung Newtons aus einem andern Hause wieder), dann aber haben nach seinem Tode N. de Garis Davies und seine Gattin sich der Fresken angenommen und in ihrer oft gerühmten, unnachahmlichen Weise ausführliche Skizzen und farbige Kopien hergestellt. Die glänzend gelungenen farbigen Reproduktionen der Aquarelle von Mrs. Davies bilden den Hauptschatz dieses kostbar ausgestatteten Bandes[2], und aufs Neue muß man die hohe Künstlerschaft von Mrs. Davies bewundern und ihre Fähigkeit, sich in den ägyptischen Stil einzufühlen. Daß die Stuckmalereien von den Wänden abgelöst und zum Teil nach Kairo, zum Teil nach England gebracht werden konnten, anstatt an Ort und Stelle abzublättern und langsam, aber sicher zu Grunde zu gehen, verdanken wir der Geduld und den geschickten Händen Frau Frankforts.

N. de Garis Davies hat den sachlichen Text zu den Bildern und ihre künstlerische Würdigung geschrieben; dieser jetzt an letzter Stelle stehende Aufsatz hätte, ohne daß damit der Wert der beiden andern Aufsätze herabgemindert werden soll, an erster Stelle stehen müssen, denn nach seinem Inhalt verlangt es wohl jeden Leser zuerst. Aus Davies' besonnenen Ausführungen lernen wir auch die höchst merkwürdigen Fundumstände kennen, deren Verständnis ein Grundriß (Taf. XIV) erleichtert. Es handelt sich um einen Palast Echnatons, der hinter einem großen offenen Hof mit Teich liegt. An den beiden Längsseiten des Hofes liegen verschiedene, z. T. unklare Gebäudekomplexe; der Mittelbau auf der Ostseite enthielt Ställe, wie aus den köstlichen Reliefs an den jetzt im Museum zu Kairo befindlichen Steinkrippen hervorgeht; diese Reliefs zeigen Steinböcke und Antilopen, also keine Haustiere, sondern offenbar aus Liebhaberei des Königs gehegte Tiere, daneben aber auch Rinder (JEA X Taf. 30). Auch der Palast selbst, der in der Hauptsache aus einer weiträumigen Säulenvorhalle und einem breiten Säulensaal mit dahinterliegendem kleinem Thronraum (der „Tiefen Halle" der Privathäuser entsprechend) besteht, ist von zwei ähnlichen Gebäudekomplexen unmittelbar flankiert. In den sehr zerstörten Gebäuderesten im Süden neben dem Palast glaubt Davies ebenfalls Anzeichen für Viehställe und auch für einen Weingarten zu sehen. Der nördlich anschließende Gebäudeteil enthielt kurz gesagt die Vogelvolière[1]. Auf einen gartenartig bepflanzten, von einer Säulenstellung umgebenen rechteckigen Hof münden auf drei Seiten zahlreiche kleine Räume, die als Vogelhäuser dienten. Vier noch erhaltene Pfeiler im inneren Gartenrechteck sollen nach Davies die wohl einst mit den Dächern verbunden zu denkende Vergitterung gegen das Wegfliegen der Vögel getragen haben. Die ganze Deutung auf Unterbringung von Vögeln entnimmt Davies einem Raum in der Mitte der dem Palast gegenüberliegenden Front, dessen wundervolle Wandmalereien den Hauptinhalt des Buches bilden; wegen seiner Bemalung wird er „green room" genannt. Er hat im Gegensatz zu den andern Räumen keine Tür nach dem Hof zu, dafür ein großes Fenster, das so liegt, daß es zwischen den Säulen hindurch einen freien Blick auf die Gartenmitte gewährt. Der Zugang ist nur durch einen Nebenraum möglich. Diesem offenbaren Aussichtsfenster entsprach ein ähnliches in der gegenüberliegenden Wand. Dort führt aus dem breiten Säulensaal des Palastes ein Gang nach beiden Seiten, der an jedem Ende in eine zu je einem balkonartigen Fenster führende kurze Treppe mündet. Der König konnte sich also hier unmittelbar von seinen Privatgemächern aus am Anblick des Großviehs (im Süden) und der Vögel (im Norden) erfreuen.

Nun endlich zu den Malereien selbst. Sie bedecken drei Wände des green room und sind noch bis zu beträchtlicher Höhe erhalten gewesen. Die Malereien der schmalen Rückwand sind weniger gut ausgeführt, weil sie, wie Davies wohl richtig beobachtet hat, im Rücken des wie im Gebüsch Sitzenden und dazu wohl meist im Dunkeln lagen. Die Bilder zeigen über einem breiten Wasserstreifen Papyrusgebüsch und andere Gräser, von mannigfachen Vögeln belebt. Eine Einzelbeschreibung in dürren Worten hieße den Bildern ihr Bestes, die Gesamtkomposition und die Farben nehmen, die Mrs. Davies uns ja so prächtig erhalten hat. Ich beschränke mich

1) **Frankfort, H.: The Mural Painting of El-'Amarneh.** Contributions by N. de Garis Davies, H. Frankfort, S. R. K. Glanville, T. Whittemore. With Plates in Colour by the Late F. G. Newton, Nina de G. Davies, N. de Garis Davies. London: Egypt Exploration Society 1929. (XI, 74 S., XXI Taf.) 2°. £ 4.4.—.

2) Teile daraus sind schon in JEA XIII, Taf. 51, 3 und 54 in Lichtdruck ohne Farben veröffentlicht.

1) Davies erinnert mit Recht an das merkwürdige Relief in Florenz, das wahrscheinlich auch aus Amarna stammt und in seiner linken Hälfte einen Geflügelhof zeigt (s. Wreszinski, Atlas I, 395). Auch in AR kommt der Geflügelhof schon vor, z. B. Steindorff, Ti Taf. 24.

darauf, aus der Vogelwelt den vorzüglich beobachteten, fein gezeichneten Eisvogel (kingfisher) hervorzuheben, der durch das Papyrusdickicht nach unten auf eine im Wasser unsichtbare Beute zu stößt. Aus diesem Bilde und andern von Ziervögeln, die neben Tauben vorkommen, folgert Davies wohl mit Recht, daß es sich auch bei den lebend gehegten Vögeln nicht um nutzbringende Gänse- und Taubenzucht, sondern um eine von verschiedenen Arten bevölkerte Volière handelte. Das Motiv „Vögel im Papyrusdickicht" ist an sich nicht neu in Ägypten. Es erhält aber hier in Amarna eine Sonderstellung einmal äußerlich dadurch, daß es sich um ein einziges, sich über drei Wände des Zimmers erstreckendes Gesamtbild handelt, meines Wissens ein vollständiges Novum in der ägyptischen Kunst. Zweitens ist es seinem inneren Gehalt nach insofern über ältere Darstellungen des gleichen Motivs emporgehoben, als es sich nicht wie im Alten Reich um einen Hintergrund handelt, vor dem sich etwa eine Nilpferdjagd, also eine bestimmte Handlung, abspielt, sondern um eine in sich ruhende, reine Naturschilderung ohne handelnde Menschen[1]. Ja selbst bei dem herabstoßenden Eisvogel ist die Beute im Wasser als belanglos weggelassen, der Maler wollte nur seine Freude an dem eleganten Flug des schönen Vogels im Bilde wiedergeben. Die Einheitlichkeit des Bildes sprengen weißgetünchte Nischen im Hochrechteck, die auf beiden Längswänden des Raumes vorkommen. Davies erklärt sie sich so, daß in dem Raum ursprünglich in den Wänden Nischen als Nistplätze für lebende Vögel vorgesehen waren, daß dieser beabsichtigte Gebrauch aber nachher aufgegeben worden sei, als jener für uns namenlose Künstler seine Bilder gemalt hatte, die durch lebende Vögel nur zu bald beschmutzt gewesen wären. So entstand nach Davies der green room als eine Art Laube mit gemaltem Vogelleben an den Wänden, aus deren Fenster der Beschauer, gemeint ist der König, sich am Spiel der lebenden Vögel draußen im Garten ergötzen konnte.

Gemalte Vögel und lebende Natur in unmittelbarem Nebeneinander! Uns modernen Menschen mag dies Zusammentreffen, ganz abgesehen von der hohen Schönheit der Malereien an sich, mehr als seltsam, ja geradezu kitschig vorkommen, aber es ist ein neuer, sehr wertvoller, bezeichnender Zug für die Persönlichkeit Echnatons, aus dessen Sonnenliedern uns ein fast sentimentales Naturempfinden so oft entgegenklingt. Es paßt aufs beste zu den phantastischen Zügen dieses Sonderlings auf dem Pharaonenthron, daß er sich, ähnlich wie aus dem Lustschloß Maru-Aton seine Freude an allerlei Wasserkünsten offenbar wird, hier ein Haus errichtete, wo er mitten unter den Tieren, den Geschöpfen seines Sonnengottes, lebte und ihr Treiben von verschiedenen Aussichtspunkten aus beobachten konnte.

Auch in anderen Räumen wurden spärlichere Freskenreste gefunden, unter denen zwei am Boden pickende Gänse im Gänsemarsch besonders auffallen (Taf. X, XI). Sie erinnern unwillkürlich an die Gänse von Medum, und es ist sehr lehrreich, sich den Gegensatz zwischen diesen durchaus klassisch-ägyptisch aufgefaßten Gänsen und den naturalistischer empfundenen Vögeln der eigentlichen Amarnakunst im green room zu vergegenwärtigen, zwei gänzlich verschiedene, beide gleich gut ägyptische Stilarten in ein und demselben Gebäude!

Den besonderen, meist ungenau unter dem Stichwort „naturalistisch" zusammengefaßten Eigentümlichkeiten des Amarnastils in Relief und Malerei, seinen Beziehungen zur älteren ägyptischen Malerei und zur kretisch-mykenischen, ist H. Frankfort in dem großen einleitenden Aufsatze nachgegangen. An geschickt gewählten Beispielen (Textabb.) erläutert er das eigentlich Neue im Amarnastil, das keineswegs nur in Äußerlichkeiten, wie besonderer Linienführung oder Motivauswahl oder einem äußerlichen Realismus liegt, sondern an wesentlich tiefere Dinge rührt: nicht einen Begriff, wie ihn etwa im Alten Reich ein Bild „laufende Schiffer" für unser Gefühl darstellt, sondern wirkliche Menschen (s. Textabb. 3, Gruppe von Laufenden aus einem Grabrelief von Amarna) will der Amarnakünstler darstellen. In gleicher Richtung liegt auch z. B. die Auflockerung der sogenannten Streifengliederung zugunsten bestimmter Zwecke der Gesamtkomposition in der Amarnakunst. Es geht hier um ein Streben nach Naturwahrheit auf dem Wege des Sichversenkens in das eigentliche Wesen des darzustellenden Menschen oder Tieres, bzw. des Versuchs, ein Landschaftsbild als Gesamtheit zu erfassen. Dabei ist sich auch Frankfort wohl bewußt, daß der Amarnakünstler keineswegs den Boden der richtungsgerade-vorstelligen Darstellungsweise verläßt. Diese nennt er englisch „ideoplastic", ein Begriff, der im Deutschen geeignet ist, Verwirrung zu stiften[1]; aber vielleicht gibt es im Englischen kein besseres Wort dafür. An einer andern Stelle hat Fr. dagegen Schäfer mißverstanden, wenn er (S. 28) gegen den Gebrauch des Begriffes „expressionistisch" durch Schäfer für den ersten Ausbruch der Amarnakunst vorgeht[2]. Für eine etwaige Beeinflussung der Amarnakunst durch die kretische Kunst ergeben die Wandmalereien nichts Neues, ja man kann sogar sagen, diese Amarnamalerei steht bei all ihrer Naturnähe der kretischen Malerei völlig selbständig gegenüber. Es ist doch wohl so, wie es Schäfer verschiedentlich ausgeführt hat, daß die ägyptische Kunst wohl mancherlei aus der kretischen übernahm, es aber dann völlig ihrem Wesen gemäß verarbeitete, so daß man bei einer Komposition wie der hier in Frage stehenden sich wohl im Ganzen genommen an Kretisches von fernher erinnert fühlt, jedoch beim Aufsuchen einzelner kretischer Stilelemente gestehen muß, daß alles gut ägyptisch ist. Auch hinsichtlich dieser Vergleiche mit der kretischen Kunst gibt Frankfort gute Gegenüberstellungen, unter denen ich die des berühmten, aber bilderbogenhaften Wiedehopfs von Beni Hasan mit einem wirklich naturalistisch aufgefaßten kretischen Wiedehopf auf S. 23 hervorheben möchte. Aber gerade bezüglich der neuen Bilder betont auch Fr., daß bei ihnen kein unmittelbarer kretischer Einfluß spürbar ist.

An zweiter Stelle steht ein Aufsatz von Glanville, der sich ausführlich mit den anders gearteten Wandmalereien aus Privathäusern von Amarna auseinandersetzt. Es handelt sich da vor allem um allerlei Girlandenmuster, in die zuweilen Enten eingeflochten sind. Gl. zeigt sich dabei selbst als trefflicher

1) Naturschilderungen ohne handelnde Menschen sind in der ägyptischen Kunst sehr selten. Eine der merkwürdigsten und auch den heutigen Betrachter ergreifenden ist die verwüstete syrische Gegend nach Abzug der Truppen Ramses' II., bei der die Zerstörungswut der siegreichen Ägypter allein aus den dargestellten Dingen spricht (s. Wreszinski, Atlas II, 65 oder Propyläenkunstgesch. II², S. 109).

1) Vgl. Schäfer über M. Verworn in „Von Ägyptischer Kunst", 3. Aufl., S. 332.

2) Schäfer hat in der 3. Aufl. seiner Ägyptischen Kunst in Anm. 22 d. e. klar formuliert, was er unter „expressionistisch" innerhalb der ägyptischen Kunst versteht. Vgl. auch ebenda Anm. 30 c.

Zeichner und Aquarellist (Taf. XIX). Wichtig ist die Bemerkung über die bekannte, von Davies früher (JEA VII Taf. 2) ergänzte Prinzessinnenmalerei in Oxford, die nicht, wie meist angenommen wird, aus einem Privathaus, sondern aus einem Palast stammt. Nach Gl. sind derartige Genrebilder an den Wänden von Privathäusern undenkbar, obwohl sie auf dem bekannten „Klappaltarbild" in Kairo, allerdings in gänzlich anderem Zusammenhang, auch für das Privathaus bezeugt sind. So umfaßt der große Band die verschiedenen Arten der Wandmalerei zur Amarnazeit, und die Aufsätze beleuchten sie nach allen Richtungen in überzeugender Weise.

Zum Schluß sei eine an sich nebensächliche Frage erlaubt: warum die neue Bezeichnung El-'Amarneh, nachdem Davies selbst früher El Amarna eingeführt und diese Bezeichnung fast überall Aufnahme gefunden hat? Eine Gelehrtenbildung ist diese wie jene, aber unsere Leser werden verwirrt und mißtrauisch, wenn allgemein bekannte und gebrauchte Namen plötzlich geändert werden. — Groß sind der Dank und die Anerkennung, die wir allen Mitarbeitern an diesem Prachtwerk und nicht zuletzt der Egypt Exploration Society selbst zu zollen haben.

Zum Problem der islamischen Mystik[1].

Von Johannes Pedersen.

Massignons Recueil de Textes inédits concernant l'Histoire de la Mystique en Pays d'Islam enthält eine Sammlung von Texten, die etwa 100 verschiedene Schriftsteller repräsentieren, mit al-Ḥasan al-Baṣrī anfangend. Die Verf. sind entweder Mystiker oder Philosophen, Theologen und Literaten, die irgendwie für die Geschichte des Sufismus von Bedeutung sind. Mit wenigen Ausnahmen sind die Texte bisher unediert, und nicht nur Arabisch und Persisch, sondern auch Türkisch und sogar Urdu ist vertreten. So hat man hier ein reichhaltiges und außerordentlich lehrreiches Textbuch, in welchem man die mannigfaltigen Nuancen der islamischen Mystik studieren kann. Ein vollständiges Bild der einzelnen Persönlichkeiten wird man in einer derartigen Sammlung nicht zu finden erwarten dürfen. Aber der Herausgeber hat nur charakteristische Texte ausgesucht, so daß man wirklich durch sie einen starken Eindruck von der allgemeinen Geschichte der islamischen Mystik bekommt. Viele Texte sind ohne ihren größeren Zusammenhang nicht leicht zu verstehen. Das Buch muß aber im Anschluß an die Werke des Herausgebers „La Passion d'al Ḥallāj" und „Essai sur les origines du lexique technique de la mystique musulmane" studiert werden. Jeder Islamforscher weiß, wie viel Massignon in diesen Werken für die Erforschung der religiösen Geschichte des älteren Islams geleistet hat. Mit einer wunderbaren Energie hat er eine große Menge bisher unbeachteter Texte in europäischen und orientalischen Handschriftensammlungen an den Tag gebracht; aus der blassen Gestalt eines wenig bekannten Märtyrers, wie es al-Ḥallādj bisher war, hat er eine lebendige Persönlichkeit von großer Tiefe geschaffen, er hat bisher übersehene Ideenströmungen und geistige Zusammenhänge nachgewiesen, er hat ein ernstes religiöses Leben im alten Islam gesehen und dargestellt und es mit religiösem Verständnis beurteilt. Die vorliegende Auswahl enthält die wichtigsten der unpublizierten Texte, welche in den eben erwähnten Werken benutzt und teilweise übersetzt sind, und dazu noch einige weitere; bei jedem Stück ist (übrigens nicht immer korrekt) auf die betreffende Behandlung hingewiesen. Die Forscher werden dem Herausgeber dankbar sein, daß er ihnen dieses Mittel zur Nachprüfung und zum besseren Verständnis der von ihm dargestellten Ideen gegeben hat. Bei so schwierigen Texten werden mehrere Auffassungen oft möglich sein, und in vielen Fällen kann die Übersetzung des Herausgebers in Einzelheiten berichtigt werden.

Am Anfang der islamischen Mystik stehen die alten Asketen, welche in Armut leben, auf das Gottesverhältnis bedacht sind und die Seele durch *dhikr* einüben. Am Ende des 2. Jhdts. treffen wir die eigentlichen Mystiker, die das bestimmte seelische Erlebnis erfahren haben, in welchem alle Werte umgewertet werden, weil sie selbst das göttliche Leben in sich erkannt haben und deshalb die Gesetze des alltäglichen Lebens in einem anderen Plane sehen; einer der größten unter ihnen ist, wie M. gezeigt hat, al-Ḥallādj. Dann kommen Leute wie al-Ghazālī, der die veredelte geistige Kultur der Mystiker aufnimmt, ohne Mystiker zu sein. Er gehört zu den geängstigten Seelen, welche die Stütze einer traditionellen Orthodoxie nicht entbehren können, und zu deren Unterbau benutzt er die ihm ganz fremde eigentliche Mystik, die übrigens in einem unerträglichen Wortschwall verdunstet. Die Frage ist nun, wie die echte Mystik in den Islam hineingekommen ist; diese Frage ist noch immer offen. Für die Ṣūfīs selber gibt es hier kein Problem; sie finden sich selbst im Qorān wieder und kennen keinen Unterschied zwischen dem *dhikr* der Alten und dem der Mystiker, und äußerlich wird der Unterschied auch nicht groß gewesen sein. Massignon ist in seiner Vertrautheit mit dem Sufismus geneigt, auch seine Geschichtsbetrachtung zu übernehmen. Man darf aber

1) **Massignon**, Louis: **Recueil de Textes inédits concernant l'Histoire de la Mystique en Pays d'Islam** réunis, classés, annotés et publiés. Paris: Paul Geuthner 1929. (VII, 259 S.) gr. 8° = Collection de Textes inédits relatifs à la Mystique Musulmane, Tome I. 125 Fr.

nicht vergessen, daß die Mystik eine ganz eigenartige psychische Erscheinung ist, und diese ist unzweifelhaft dem Qorān ganz fremd. Und obwohl die Askese ein wichtiges Mittel zur Selbsterziehung des Mystikers ist, läßt sich das mystische Erlebnis keineswegs aus einer derartigen seelischen Kasteiung allein erklären. Man muß mit Anlagen rechnen, die schon in den islamischen Völkern vorhanden waren; aber die ernste Selbstbearbeitung der islamischen Frommen der älteren Zeit hat in wunderbarer Weise der Mystik den Weg geebnet.

Schon bei al-Ḥasan al-Baṣrī entsteht die Frage, wie nahe er der Mystik steht. Sie läßt sich nicht sicher beantworten, obwohl man einen starken Eindruck bekommt von seinem kräftigen und leidenschaftlichen Stil, der nie unklar, aber oft sprunghaft und überraschend ist. Interessant ist bei ihm der Gedanke, daß der Gläubige es durch Gottesliebe erlangt, Gott zu schauen und so selber dem Propheten gleich wird. Massignon erwähnt dafür ein Zitat Essai S. 162. Der Gedanke kommt aber auch in der vorliegenden Sammlung S. 3, Nr. 11 vor (übers. Essai S. 173f.); in Z. 3f. ist معلمًا بين عينيه, Essai: *ma'âlimâ* „ensemble de repère" nicht möglich; da III ptcp. ausgeschlossen ist, muß man مَعَاجَ oder مَعْلَمًا lesen, und das letztere ist vorzuziehen. Das Wort kann seine gewöhnliche Bedeutung von „Wahrzeichen, Wegzeiger" (sonst علَم) haben: „und ich werde zum Wegzeiger zwischen seinen Augen", d. h. intim mit ihm verbunden, nicht getrennt von ihm (vgl. S. 107, 3 v. u.); möglich ist auch die Bedeutung „Manifestation (wo ich erkannt werde)", vgl. Ibn Fāriḍ, *tā'īja* V. 537; Sarrādj, *luma'* S. 351, 19. Sehr hart ist der Übergang zum Plur. im folgenden, wo es heißt, daß die Rede solcher Leute wie die der Propheten ist; da das Ms. in Z. 1 عبيدي hat, also Plur., ist die jetzige Form vielleicht nicht ursprünglich.

Dieselbe Betrachtung vom Propheten kommt in Nr. 12 vor (S. 3, übers. Essai S. 174). Hier muß der Anfang nämlich so übersetzt werden: „Gott hat Diener wie denjenigen, der die Leute des Paradieses ewig lebend im Paradies sah, und wie denjenigen, der die Leute der Hölle in der Hölle bestraft sah," und es ist der Prophet gemeint, mit Hindeutung auf ein bekanntes Ḥadīth (Bukhārī, *Adhān*, bāb 90. 91, *Djum'a* 29 u. a., die Wensinck, *Handbook* s. v. Eclipse verzeichnet sind). In der Fortsetzung kann Z. 3 قصار لعقب kaum richtig sein; man kann فصار العُقُب lesen; in Z. 4 ist نصّانة sehr schwierig, lies فصائنة und danach خطوات. Es wäre zu übersetzen: „Ihre Herzen sind aufbewahrt (مخزونة, mit Nebenbedeutung von „ausgezeichnet", vgl. *'Aṣma'īyāt* 49, 11; *Hāshimīyāt* ed. Horovitz ١٣٧, 1; Essai 174: „contrits", d. i. محزونة), ihre Seelentiefen (سرورهم, Essai: „maux", شرورهم), sind sicher, ihre Begehrungen leicht, ihre Triebseelen enthaltsam. Einige wenige Tage (d. h. das irdische Leben hindurch) halten sie durch, und das Resultat wird eine lange dauernde Wonne sein. Was die Nachtzeit betrifft (l. الليلَ), dann geben sie acht auf [die Schritte] ihrer Füße; ihre Tränen strömen auf ihre Wangen, sie bestürmen ihren Herrn: Unser Herr! unser Herr! Was die Tageszeit betrifft (l. النهارَ), dann sind sie Weise, Gelehrte, Fromme (und feuersprühend) als wären sie ein Feuerzeug (القَدّاح, Feuerstein oder Feuereisen); wenn jemand nach ihnen schaut, glaubt er, sie seien krank; aber bei den Leuten ist keine Krankheit (ما ... من مَرَضٍ), oder sie sind nur etwas infiziert — ja etwas Gewaltiges (أمر عظيم) vom Gedenken des Jenseitigen hat die Leute infiziert." Derartige Aussagen zeigen, daß al-Ḥasan nicht nur die Gottesliebe, sondern auch den Gottesrausch kennt, aber ob er im eigentlichen Sinne Mystiker ist, muß noch dahingestellt bleiben. Es wäre sehr erwünscht, etwas Genaueres von dieser großen Gestalt zu wissen. Was bei späteren formalistisch wird, findet man bei ihm in urwüchsiger Form. Wenn er sagt النية ابلغ من العمل, „die Absicht ist mehr durchdringend als die Tat" (Nr. 4), dann kann *nīja* hier nicht die von der Tat losgerissene Beabsichtigung sein, sondern muß die ganze seelische Veranlagung oder Einstellung bezeichnen; damit stimmt seine Bestimmung des Glaubens: „*al-īmān* ist kein Anlegen von Schmuck noch ein Anspruch, sondern es ist, was schwerer wiegt im Herzen und was die Tat bestätigt" (Nr. 16, zitiert Hudjwīrī, übers. Nicholson S. 389 als Spruch des Propheten), also der Glaube ist die ganze Richtung der Seele, welche sich äußerlich in Taten zeigt. In Übereinstimmung damit müssen Worte wie *ẓann* und *fikra* (Nr. 5. 7) verstanden werden.

Nach *qūt al-qulūb* I 166 ist al-Ḥasan der erste, welcher öffentlich den Umgang mit Menschen als *'ilm* behandelte. Ein Spruch (Nr. 10) erhellt sein Verhältnis als Weiser zu anderen; ich würde ihn so übersetzen: „Der Weise sucht nicht seine Weisheit anderen aufzudrängen (يمارى, vgl. Sur. 18, 22; 42, 17; 53, 12, 56; 54, 36: Bukhārī, *Ḥadjdj* bāb 37, Umajja b. a. l-Ṣalt 213, 1) noch sie ihnen zu insinuieren (يدارى), um sie dadurch zu verbreiten. Wenn sie angenommen wird, lobt er Gott, und wenn sie verworfen wird, lobt er Gott" (M. anders Essai S. 171 Anm. 5). Al-Ḥasan zeigt sich hier als Aristokrat, fern vom Prinzip des „coge intrare"; aber wie er das mit dem von ihm überlieferten Ḥadīth von der Verpflichtung, die Leute zu bekämpfen, bis sie das Bekenntnis ablegen, vereinigt, ist unklar; wahrscheinlich scheidet er zwischen dem Anschluß an die Gemeinde und der eigentlichen Weisheit. In diesem Ḥadīth (Nr. 1) ist übrigens بحقّها nicht „sauf pour dette encourue (de leur part)" zu verstehen (Essai S. 161), sondern (ihr Blut und Eigentum sind geschützt) „außer wenn sie rechtlich verwirkt sind", vgl. Sur. 6, 152. Zu Nr. 2, Z. 2 ما l.

S. 2, Nr. 8, Z. 1 سُرَطاً zweimal, l. سَرَطاً, parallel mit جَمْعاً, und übersetze (vgl. Essai, S. 170 unten): „O, Menschensohn! Fressen, fressen! Sammeln, sammeln in Gefäßen! und Zubinden in Säcken! O, du, der du reitest" usw. Die letzten Worte des Stückes würde ich im nahen Anschluß an das Ms. so lesen: انت المعنّى واياك تُراد „du bist es, um den es sich handelt (wie Essai S. 171)! Nimm dich in acht! gegen dich richtet man sich (du bist gemeint)", ein charakteristisches Beispiel vom kurzatmigen Stil des Baṣrensers. Im nächsten Stück (Nr. 9) haben wir das nicht seltene Bild vom Rost des Herzens (z. B.

Sarrādj, *luma'* 105, 14; 182, 1); deshalb ist حادثوا „reibet, polieret".

Oben ist auf die Stellung des Mystikers zum Gesetze hingedeutet worden. Wir begegnen dieser Frage in zwei sehr interessanten Auszügen aus Khashīsh Nasa'ī (gest. 253), welche den etwa 195 gestorbenen Rabāḥ betreffen, und die M. in Malaṭi (gest. 397), *tanbīh* gefunden hat. Die eine Aussage faßt M. so, daß Rabāḥ und Kulaib hier beschuldigt werden, die schweren Vergehen als *ḥalāl* zu betrachten, während sie nach der anderen behaupten, man zeige den Begehrungen seine Verachtung dadurch, daß man sie nicht bekämpft, und dies bezeichnet M. als tendenziös (Essai 194f.). Die zweite Aussage scheint mir eine naheliegende Verdrehung des mystischen Standpunktes zu sein, die erste aber eine korrekte Wiedergabe desselben. Ich würde nämlich S. 7 Nr. 5 so wiedergeben: „Zu ihnen gehört eine Kategorie von Geistigen, welche behaupten, daß Gottes Liebe ihre Herzen, ihre Leidenschaften und ihren Willen dermaßen überwältigt, daß seiner Liebe die allergrößte Gewalt über sie zuteil wird. Und wenn es sich so mit ihnen verhält, indem sie auf diesem Fuße mit ihm stehen, kommt über sie die Freundschaft von Gott. Dann stellt Er ihnen Diebstahl, Ehebruch, Weintrinken und alle (anderen) Missetaten unter den Gesichtspunkt der zwischen ihnen und Gott stattfindenden Freundschaft; nicht unter den Gesichtspunkt des Erlaubten (*al-ḥalāl*), sondern unter den Gesichtspunkt der Freundschaft (*al-khulla*), wie ja dem Freunde das Nehmen vom Gute des Freundes ohne Genehmigung erlaubt ist". Dies bedeutet nicht, daß *al-ḥarām* für den Ṣūfī *ḥalāl* wird, sondern nur, daß der Begriff der Sünde auf der Stufe des mystischen Erlebnisses verschwindet, und das ist gute mystische Lehre.

Im folgenden gebe ich eine Reihe von Bemerkungen zum Texte. Wie der Herausgeber selber bemerkt, fehlen viele Hamzas, und andere stehen am falschen Orte. Ich erwähne beispielsweise das ständig vorkommende القرأن, Formen wie فنجأت (statt فنجاءت), جأنى, خاطى (wo Hamza fehlt), das mehrmals vorkommende شيأ statt شيئاً, مبتداء statt مبتدأ (S. 35, 1 u.) اخطاء statt اخطأ (S. 92, 13), Imperative I haben mehrmals Hamza bekommen, z. B. آذكرونى S. 35, 12; سئلت (wie oft in Mss.) kommt neben سألت vor; aber derartige Sachen und andere ähnliche (wie ء statt ئ) werden den Leser ja nicht besonders stören.

S. 11, Z. 2 v. u. الاول, l. الاولى; S. 12 VIII, I, Z. 2 يستحيونه, l. يستحيبونه (wie offenbar Essai S. 202). S. 13 vor قلب l. فى, und statt به l. بها; übers.: „Wenn Er (Gott) sie (die *asbāb*) im Herzen dessen, der ihn liebt, unterbringt, und Er ihn mit ihnen arbeiten läßt." Im folgenden Gedicht Z. 5 ist بدى vielleicht besser als بدا, Z. 14 Anfang l. وقد Z. 36 l. يبدو (ohne ا). S. 16 X, 3, Z. 2 l. يُقْبَضون (was der Herausgeber wahrscheinlich meint, aber Essai S. 187 anders), Z. 6 يرقا entweder يرقأ oder das korrektere يرقى. Die ganze Darstellung von Dhū l-Nūn's Paradiesvision ist sehr interessant. Z. 3 v. u. رحال المنبر muß „der Sitz des Sessels" sein.

S. 19 XI, 2, Z. 9: Nach الورع vermißt man ein فى od. ä., Z. 3 v. u. يؤمرون l. يأمرون, S. 20, Z. 3 المعنّى ist vorzuziehen. Das ganze Stück ist ein wertvolles persönliches Bekenntnis von al-Muḥāsibī, das gewissermaßen an al-Ghazālī's Selbstbekenntnisse erinnert; es ist seinem *waṣāja* entnommen. XI, 3, Z. 1 احمد l. حمد? Das Stück gibt ein eindruckvolles Zeugnis von der Bedeutung der Religionsgelehrten im Islam. S. 23 XI, 10, Z. 1 v. u. آنظُرُ l. انظُرْ.

S. 24 XII, 3 Ibn Karrām bietet hier eine originelle Definition des Körpers (l. so) المستغنى من المَحَلّ; „das vom Raume befriedigte" bedeutet wohl „das durch den Raum gänzlich bestimmte". S. 25 XIII, 5, Z. 3 v. u. النباء, l. النبأ; nach Essai S. 241 Anm. 4 „l'ameublement" l. البناء?

S. 26 XIII, 2, Z. 8 يَقْصُر möchte ich يُقْصَرُ lesen: „Die Nacht ist lang, und nicht soll sie durch deinen Schlaf gekürzt werden". In der letzten Zeile fehlt die Relation des Genitivs المرتبتين. Der Verfasser dieses Abschnitts ist Jaḥjā b. Mu'ādh al-Rāzī (gest. 258/871). In der kurzen Charakteristik, die hier wie sonst zur Einleitung des Abschnitts gegeben wird, sagt M.: „il professa le premier un ‚cours public' de mystique dans les mosquées". Nach Essai S. 135 gründet sich diese Auffassung vor allem auf *qūt al-qulūb* I S. 166. Ich glaube nicht, daß man diese Stelle so verstehen darf. Es heißt, daß der Prophet in Sitzungen kauernd saß, so auch al-Ḥasan al-Baṣrī und andere bis zur Zeit al-Djunaids, bevor die Stühle zum Vorschein kamen; „und der erste, welcher auf einem Stuhl (*kursī*) saß von den Leuten dieser Wissenschaft, war Jaḥjā b. Mu'ādh in Ägypten, und ihm folgte Abū Ḥamza in Baghdād". Es heißt, es wurde ihnen vorgeworfen, daß dies gegen die Sitte derjenigen, welche *jatakallamūna fī 'ilm al-ma'rifa wa l-jaqīn*, sei; es wäre ein Zeichen von Hochmut und gehöre nur in Kreise der Grammatiker und der weltlichen Muftīs. Von einer Neuerung, was den Vortrag betrifft, ist keine Rede. Die Stelle ist mit *qūt* I 152, 5f. zu vergleichen, nach welcher die *mutakallimūn* in 3 Klassen zerfallen: *aṣḥāb al-karāsī*, d. i. die *quṣṣāṣ* (vgl. al-Maqrīzī IV 18 Mitte; 121, 19); *aṣḥāb al-asāṭīn*, d. i. die Muftīs; *aṣḥāb al-Zawājā*, d. i. die *ahl al-ma'rifa*. Jaḥjā's Benehmen würde dann eine Annäherung an die quṣṣāṣ bezeichnen; in al-Sulamī, *ṭabaqāt* wird er *al-wā'iẓ* genannt. Wir berühren hier wieder die dunkle Frage des Verhältnisses zwischen den Mystikern und den Eiferern für die altislamische Frömmigkeit, deren Vertreter von vornherein die *quṣṣāṣ* waren. Auffallend ist übrigens, daß Jaḥjā in Ägypten auftritt, während man sonst nur von seinem Aufenthalt in östlichen Gegenden hört.

S. 30 XIV, 12 (vgl. Essai S. 251 Anm. 4) l. zweimal فَدِيَتُه: „Wen seine Liebe tötet, sein Sühnegeld ist sein Schauen, und wen seine Minne tötet, sein Sühnegeld ist seine Vertrautheit". XIV, 14 zweimal شفّعنى; so versteht es sicher auch der Herausgeber: „Wenn Gott meine Fürbitte wegen aller Menschen angenommen hätte" usw. S. 31, Z. 8 v. u. l. ابراهيم. S. 32 XIV, 18 l. خواصّ. S. 35, Z. 11 l. وخاصّتُه. S. 36, Z. 7 l. أمانٌ.

Von Sahl al-Tustarī (gest. 383/896) gibt M. eine Reihe von bedeutungsvollen Texten. In XVI, I S. 39 ist mir يكبّبوه nicht verständlich. Man könnte lesen يكبرء „indem er es (das Licht) durch jeden Blick

mit (oder zu) neuem Licht vermehrt", aber besser wäre einfach يجدّده. Z. 3 v. u. راياً l. راثياً. S. 43, Z. 1 v. u. u. l. أثنتى, ebenso S. 44, 10; in Z. 9 ist der Übergang von Sing. zu Plur. auffallend. S. 50, Z. 7 v.u. ist in بعلمهم das h ausgefallen; Z.2 v.u. ولا يؤده الخ ist Zitat aus Sur. 2, 256. S. 52, Nr. 2, Z. 3 أغار, l. أعار? Der Widerwillen gegen die mu'adhdhins, welche für ihre Mühe Lohn erheben, kommt öfters zum Ausdruck, s. *qūt* al-*qulūb* I S. 165 unten. S. 58, Nr. 2, Z. 3 تُنبح, l. تُنْبِحْ: „Mache nicht, daß dein Hund bellt!" S. 60, Z. 5 فيما يَدِيْك وفى لديك ist unverständlich; sicher sind die beiden Wörter umzuwechseln: فيما لدَيْك وفى يَدَيْك. S. 61, 3 l. ينقلبون. Das folgende Stück B I behandelt menschliche Verantwortlichkeit und göttliches Wirken (übers. Passion S. 727f.); die Auseinandersetzungen von al-Ḥallādj erhalten einen ironischen Hintergrund durch die Einleitung: al-Ḥallādj sagt: Wer Gotte gehorcht, dem gehorcht alles! Darauf antwortet der Khalife: Es ist dir also gleich, was mit dir getan wird! S. 63, Z. 2 l. ثم أسأليه عن التصوف ما هو. S. 66, Nr. 10, Z. 3 v. u. l. تمثّلاً. S. 71, 4 v. u. und 72, 4 عَلَى النَوَزّى ist mir nicht verständlich: Passion S. 97 versteht es: 'Alī al-Tawwazī (aus Tawwaz in Fārs), dann also علىّ التَوَّزى.

Im Gedicht S. 71 unten l. فى ثوبَىْ عديمٍ „in den beiden Kleidern eines Elenden", wie sonst vom Körper. S. 73, Z. 2 v. u. l. وَقار. S. 77, Z. 10: Der Vers könnte so anfangen: وهذا بجمْع الحق. S. 79, Nr. 7, Z. 2 st. اوجه vielleicht أُوجب, st. كلمةً l. كلمةِ. S. 87, Z. 5 st. فتيا ist wohl فتًى zu lesen: „Und der *fatā* ist *fatā*, weil" usw. S. 96 B I, Z. 1 st. نفق könnte man etwa نمق lesen. S. 97, Z. 2 l. آدم; in Z. 3 muß تَشِمْتُ ein Fehler sein; da die Bedeutung „ich wurde beschämt" durch den Zusammenhang gegeben ist, kann man تشيّنْتُ lesen. S. 97, Z. 2 v. u. اجبته l. جبّته. S. 98, C. 1: Der Vers ist nicht in Ordnung, und تبتّتتُ muß geändert werden. Möglich wäre تنشّتُ „sie wurde berauscht" oder تنجّتُ „sie wollte höher gehen". S. 99, Z. 5: l. أرجاؤه und سويداؤه. S. 100, Z. 1 v. u. u. l. نبىٌ. S. 103, Nr. 2, Z. 2 بن, l. ابن. S. 105, Nr. 2, Z. 2 die Form اخفيك nach لم muß auf die Rechnung des Reimes geschrieben werden. Sehr merkwürdig ist die nur halbmetrische Form der beiden Zeilen. S. 107, Nr. 1, Z. 7 خضر, l. حضر; Nr. 2, Z. 3 l. عشر آلْف (oder آلاف) und اثنا عشر الفاً. S. 108, Z. 2 سادة l. السادة.

In der auffallenden Kritik der islamischen Philosophen von Ibn Sab'īn (gest. 669/1270) S. 129, Z. 11 l. المَشْرقيّة, Z. 13 فشى l. فشّ „töricht", Z. 3 v. u. النواميس, Z. 1 v. u. l. تخليط. S. 130, Z. 2 v. u. يفهم, besser: فهُم oder أن يفهم. S. 131, Nr. 4, Z. 7 بالتمويه, l. بالتمويه. S. 133, Nr. 5, Z. 7: das von جوهر abgeleitete Verbum (Inf.) muß wohl التجاوُهُر gelesen werden. S. 134, Nr. 6: V. 1 b muß aus Rücksicht auf das Versmaß geändert werden; st. [عن] ومال könnte man وأَمَلَّتْ lesen, obwohl es nicht besonders gut ist. In V. 2 muß aus ähnlichen Gründen سوا...ء gelesen werden, so daß die letzte Silbe 2b einleitet, während لا gestrichen werden muß. Ebenso muß in V. 3b سِيرِ st. سيّر gelesen werden. S. 134, Z. 2 v. u. ist die Versteilung vor وسط, S. 135, I vor من zu setzen. S. 134, Z. 1 v. u. u. l. على, ebenso in den folgenden Versen. S. 138, Z. 1 v. u. fordert das Versmaß وَآخَلَعُ به النعلا. — Auch das Gedicht Nr. 8 S. 139 ist vielfach metrisch in Unordnung. V. 1a st. لم يرى l. لا يُرى, in 1b ist ما ارتبت nicht möglich; man könnte lesen: سَلْ بما آرَبْتَهُ عنها كُلَّ شَىْءٍ, „frage alles nach ihr in bezug auf das, was du bezweifelst". In V. 2 ist سرّا unmöglich; möglich wäre سِرِّ oder سِرارًا, auch سُرورا. V. 3a عليك l. علينا; katalektische und akatalektische Halbverse wechseln im Gedicht. 3b ist weder metrisch noch sprachlich befriedigend, aber die Restitution ist schwer; ich finde nichts Besseres als فمَتَاما تَرَ منها عاد فيها „und wenn immer du von ihr (der Sonne) etwas siehst, kehrt es in ihr wieder". Damit ist der Übergang zum Bild vom Spiegel in V. 4 bereitet; in diesem Verse l. تبدى „sie ist wie ein Spiegel, welcher Gestalten erscheinen läßt" In V. 8 fordert das Metrum in a فلحكم und in b ويحكم. V. 10: st. اسفرّت l. أَسْفَرَتْ „sie enthüllte ihr Gesicht". S. 150, Nr. 4, Z. 4 جميع l. جامع. S. 155 Mitte l. خواصّ الخواصّ. S. 185, Z. 2 الولد, l. ولد oder لولد. — Aus dem oben erwähnten Malaṭī, *tanbīh* hat M. mehrere interessante Auszüge mitgeteilt, darunter Erklärungen zum Qorān von Muqātil b. Sulaimān al-Azdī (gest. 150/767), wo man sieht, wie die Kommentarwissenschaft in ihren Anfängen teils sprachlich-glossatorisch ist, teils, in der Realerklärung, apologetisch gegen die Angriffe der gnostischen Widersacher gerichtet ist. Die Analogie mit dem Anfang der neutestamentlichen Wissenschaft liegt auf der Hand. S. 211 XI, Z. 6 ist S. 194 hinzuzufügen. S. 215, Z. 5 l. لعلّة. S. 220, Z. 1 l. آدم. Schließlich will ich nur noch die interessanten Auszüge aus Abū Bakr b. Dāwūd (gest. 297/909) erwähnen; sein *k-al-zuhra* ist ein Zeugnis von der lebhaften Auseinandersetzung der geistigen Richtungen im 3. Jahrhundert.

Das ganze Buch zeugt von einer seltenen Vertrautheit mit der muslimischen Literatur und der ganzen geistigen Geschichte des Islams, und es gibt eine bedeutungsvolle Grundlage für weitere Forschungen.

Besprechungen.

Allgemeines, Mittelmeerkulturen.

Jacoby, Felix: **Die Fragmente der griechischen Historiker** (F. Gr. Hist.). II. Teil: Zeitgeschichte. B. Spezialgeschichten, Autobiographien und Memoiren. Zeittafeln. 3. Lfg.: Historiker des Hellenismus und der Kaiserzeit. Chronographen. Berlin: Weidmann 1929. (S. 829—1257) gr. 8°. RM 22 —. II. Teil BD. 4. Lfg.: Kommentar zu Nr. 154—261 (S. 543—884). RM 20 —. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Das Riesenwerk der Ausgabe der griechischen Historiker nimmt seinen Fortgang. Mit jedem neuen Bande staunt man, welche Fülle von Material hier zu verarbeiten war. Die zweite Abteilung, vom Verf. Zeitgeschichte betitelt, hat nun ihr Ende gefunden. Es ließ sich nicht vermeiden, daß unter die Einzel-Gruppen, die Jacoby sondert, zahllose Texte untergebracht wurden, die streng genommen nicht dahin gehören. Wer würde die ägyptische Königsliste des Eratosthenes unter dieser Abteilung suchen? Aber es geht nun einmal nicht an, die Fragmente eines und desselben Historikers auseinanderzureißen. Die reichlichen Indices, die uns als Schlußband des Werkes versprochen werden, werden uns hoffentlich dafür vollkommen entschädigen.

Wir haben hier die Sammlung (genau wie bei der Besprechung der bisher erschienenen Bände) vom Standpunkt des Orientalisten zu werten. Und da sei gleich von vornherein ein Wunsch ausgesprochen: Mit der bloßen Wiedergabe der Fragmente ist dem Orientalisten meist nicht gedient. Man hat es gar zu häufig erlebt, daß der Ägyptologe (ebenso natürlich der Assyriologe) Zitate griechischer Historiker einfach verwertet, wie er sie gerade findet, ohne die nötigen Vorfragen zu erledigen, wie der betr. griechische Historiker anzusehen ist. J. hat in dem betr. Pauly-Wissowa-Artikel gezeigt, daß Hekataeus von Abdera eher als politischer Romanschriftsteller, denn als Historiker zu betrachten ist. Ed. Meyer hat in seiner ägyptischen Chronologie bei Besprechung der Manetho-Fragmente des Josephus auseinandergesetzt, von welchen Tendenzen Josephus geleitet wird. Etwas Ähnliches müßten wir für die ganze griechische Schriftstellerei über den alten Orient haben. Wir brauchten ein Buch: Die Behandlung des Alten Orients durch die griechischen Historiker. Ehe der Ägyptologe eine Notiz von Plutarch verwerten kann, muß er wissen, wie Plutarch im allgemeinen als Historiker gearbeitet hat, und wie er dazu kam, gerade die ägyptische Religion zu behandeln,wie weit er Gedanken griechischer Philosophie in seine Darstellung hineintrug. J. selbst ist auf viele Jahre hinaus durch die Fortsetzung seines Werkes festgelegt, aber vielleicht veranlaßt er einen seiner Schüler, sich dieser dankbaren Aufgabe einmal zuzuwenden. J.s Kommentar bietet sehr vieles, aber in erster Linie für den, der mit diesem Zweige griechischer Philologie schon etwas vertraut ist, was von den heutigen Orientalisten in der Regel nicht gesagt werden kann. Der Kommentar, der ja äußerst knapp gefaßt werden mußte, verlangt eigentlich, daß man die sehr reichlich zitierte Literatur durcharbeitet. Die Abschnitte über Apollodor und das Marmor Parium setzen die Kenntnis der beiden größeren Arbeiten mit denen J. seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hat, voraus.

Von den einzelnen Schriftstellern sei eine kurze Auswahl gegeben. Es war natürlich einfach unmöglich, das ganze Material vom orientalistischen Standpunkt aus durchzuarbeiten.

Unter den Fragmenten Theopomps seien die Stellen über Zoroaster hervorgehoben. Sie zeigen, wie weit schon im 4. Jahrhundert in Griechenland die Kenntnis vorderasiatischer Religion und Philosophie verbreitet war. Jägers Aristoteles, die neueste Bearbeitung von Bolls Buch über antike Astrologie, belehrt darüber. Augenblicklich scheint der Orient „große Mode" zu sein. Geffckens Aufsatz in den Teubnerschen Jahrbüchern über „Plato und der Orient" zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, daß da einmal Halt gerufen werden muß. (Wenn man Hesiod und buddhistische Ideen zusammenbringt, ist das des Guten zuviel.)

Interessant sind die wichtigen Fragmente Theopomps über die Etrusker. Schade, daß J. uns keine Quelle namhaft machen kann.

Äußerst wertvoll ist die Fragmentsammlung Nearchs über seine Fahrt vom Indus zum persischen Golf, die im Kommentar (S. 448ff.) eine knappe, aber gute Würdigung findet.

Hervorgehoben seien ferner die Stellen, in denen Alexander d. Große als Verfolger der Zendavesta-Religion geschildert wird, ferner die Geschichten des Onesikritus von Astypalaia, der indische und ägyptische Kultur vergleicht. Die Versuche, Ägypter und Inder zusammenzubringen, durchziehen ja die ganze Kaiserzeit. Es sei der Kuriosität halber angeführt, daß sie noch im 19. Jahrhundert in keinem geringeren als Arthur Schopenhauer einen Gläubigen gefunden haben.

Unter den Fragmenten des Ptolemaios Lagu weise ich hin auf S. 756 Nr. 8 über den Zug zum Ammonion. Da wird die alte Erzählung, daß zwei Raben Alexander begleitet hätten, umgeändert: statt zwei Raben sollen es zwei Schlangen gewesen sein. Da erscheint mir Jacobis Erklärung, die phantastische Umänderung, die sich bei Ptolemäus sonst nicht findet, hänge mit der Rolle der Schlange im Kult des Ammon in Theben zusammen, doch fraglich, und ich halte Wilckens Gedanken an die Uräusschlange für richtiger. (Kommentar S. 503.)

Erwähnt seien noch die Stellen aus Arrian über die Entstehung des Partherreiches (S. 858, Komm. S. 568), Julians Perserkrieg (aus Magnus von Karrhae, S. 951, Komm. S. 633), dem man noch manches andere anreihen könnte.

Zum Schlusse möchte ich nur noch auf die sogen. Königsliste des Eratosthenes hinweisen, die fälschlich dem Chronisten Apollodor zugeschrieben wurde. Auch J. ist der Meinung, daß die Königsliste doch einen gewissen Wert habe. Darin berührt er sich mit Ed. Schwarz und Ed. Meyer, Äg. Chronologie S. 101, der durchaus an der Autorschaft des Eratosthenes festhält. Zur Beurteilung der Liste möchte man wissen: Wie verhält sie sich zu Manetho? D. h. ist sie älter oder jünger? D. h. ist Manetho, wie man bisher angenommen zu haben scheint, älter oder jünger als Eratosthenes? Soviel ich sehe, hat man für die Zeit Manethos keinen wirklichen Anhalt. Die Serapisgeschichte ist eine der zahllosen Kultlegenden, die sich bei den verschiedensten Völkern finden, also historisch verdächtig. Zudem sieht man deutlich, wie Manetho erst nachträglich hineingeschoben ist. Er ist in den Zauberbüchern wie in den Gedichten, die man auf seinen Namen getauft hat, ein weiser Mann der Vorzeit, weiter nichts. Das wird er auch

in der Serapislegende sein. Dann wäre es durchaus möglich, daß er mit Eratosthenes gleichzeitig oder gar jünger ist, und die Königsliste des Eratosthenes wäre ein Versuch, die ägyptische Chronologie festzulegen, der als unzulänglich durch Manethos Werk ersetzt ist. Hoffentlich gibt uns der dritte Band des Werkes, der Manethos Fragment bringen soll, auf diese Fragen eine Antwort.

Wurm: Handbuch der Religionsgeschichte. In durchgreifender Neubearbeitung von Alfred Blum-Ernst. Stuttgart: Calwer Vereinsbuchhandl. 1929. (647 S.) gr. 8°. RM 11 —. Bespr. von Carl Clemen, Bonn.

Diese Neubearbeitung des zuletzt 1908 erschienenen Wurmschen Handbuchs der Religionsgeschichte, bei der allerdings die Darstellung der griechischen, römischen und germanischen Religion nur wenig geändert worden ist, ist als Leistung eines Einzelnen jedenfalls sehr bemerkenswert. Der Verf. hat sich auf dem weiten von ihm behandelten Gebiet gründlich umgesehen, wenn er auch manchmal wichtige neuere Erscheinungen nicht berücksichtigt und namentlich von religiösen Texten merkwürdigerweise durchweg ältere Übersetzungen gibt. Bei dem praktischen Zweck des Buches, der Auseinandersetzung des Christentums mit anderen Religionen zu dienen, ist es auch verständlich, daß es die nicht mehr bestehenden Religionen kürzer behandelt — die Darstellung der keltischen, baltischen, slavischen und finnischen ist dabei freilich ganz ungenügend ausgefallen und auch die der griechischen, römischen und germanischen genügt nicht den Anforderungen, die man heute stellen muß. Doch kann auf diese Abschnitte hier nicht näher eingegangen werden, und auch von der ausführlicheren Darstellung der semitischen und ägyptischen Religion soll nicht im einzelnen die Rede sein, obwohl sie mancherlei Irrtümer enthält — in einigen Fällen handelt es sich dabei allerdings vielleicht, wie auch sonst, nur um Druckfehler.

Besonders ausführlich ist einmal die Religion der Primitiven und zur Einleitung in sie ganz kurz auch die vorgeschichtliche Religion behandelt — allerdings namentlich insofern unrichtig, als in ihr die Verehrung eines höchsten Wesens als wahrscheinlich bezeichnet wird. In der Beurteilung dieser Vorstellung bei den Primitiven schwankt der Verf., indem er S. 51 u. 131f. von der Behauptung eines Urmonotheismus absehen will, aber S. 102 doch bemerkt: „alles weist zurück auf eine längst vergangene bessere Zeit, da ein reinerer Gottesbegriff allgemein herrschend war", und am Schluß des ganzen Abschnitts S. 144: „man gewinnt doch den Eindruck, daß den primitiven Völkern die ursprüngliche Einheit Gottes verloren ging". Wie sich dieser Eindruck trotz der immer wieder hervorgehobenen, ihm widersprechenden Tatsachen erklärt, hatte Blum-Ernst auch schon auf S. 51 gesagt: er ist der Überzeugung, daß auch in dieser Frage der Apostel Paulus mit seiner Anschauung Römer 1 Recht behält. Im allgemeinen leidet die Darstellung der primitiven Religion, um auf weitere Einzelheiten nicht einzugehen, daran, daß zwar manche verschiedentlich vorkommenden Vorstellungen und Gebräuche nur an je einer Stelle zusammenfassend behandelt, die übrigen aber bei den verschiedenen Erdteilen immer von neuem besprochen werden, und andrerseits, daß alle primitiven Religionen als gleich primitiv erscheinen, als ob zwischen ihnen kein Altersunterschied bestünde.

Ebenso eingehend wie die primitiven werden die indischen Religionen, die der Verf. aus eigener Anschauung kennt, dargestellt, ja man hätte gerade von ihm über die gegenwärtigen Zustände gern noch mehr gehört. Immerhin ist es verdienstlich, daß auf diese Zustände auch bei Schilderung des Parsismus und ebenso der chinesischen und japanischen Volksreligion mehr als das sonst üblich ist, eingegangen wird; auch der Buddhismus wird nach seiner späteren Entwicklung verhältnismäßig ausführlich geschildert, während das mit dem Islam nur zum Teil und nicht gleichmäßig geschieht. Aber alle diese verschiedenen Wünsche zu erfüllen, ging wohl über die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen, der noch dazu nicht nur auf diesem Gebiete arbeitet, hinaus; als Ganzes soll das Buch also auch zum Schluß nochmals anerkannt und empfohlen werden.

Frick, Prof. D. Dr. Heinrich: Vergleichende Religionswissenschaft. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1928. (134 S.) kl. 8° = Sammlung Göschen 208. RM 1.50. Bespr. von H. Leisegang, Jena.

Das kleine, inhaltreiche Buch enthält eine ganz vorzügliche, mit feinstem Verständnis und aufgeschlossener Objektivität geschriebene Darstellung des Wesens der immer noch um ihre Methode ringenden vergleichenden Religionswissenschaft. Nach einer klaren Trennung von der Religionsgeschichte, der Religionspsychologie und der Religionsphilosophie wird die vergleichende Religionswissenschaft als Typologie religiöser Gebilde begründet. Zurückgewiesen wird die äußerliche Heraushebung gleicher Erscheinungen bei Vernachlässigung der individuellen Verschiedenheiten, als ließe sich das Gleichmäßige durch Subtraktion des Individuellen gewinnen, so daß man nur das individuelle Beiwerk in allen Religionen wegzulassen brauche, um einen gemeinsamen Kern

zu finden. „In Wahrheit liegen die Besonderheiten einer Religion nicht neben dem, was sie mit anderen gemeinsam hat, sondern in diesem drin. Religionen sind lebendige Organismen. Als solche haben sie einen bestimmten Habitus, eine Physiognomie, die bis in die letzten Lebensäußerungen hineinreicht. In jedem Gliedteil offenbart sich der Charakter des Ganzen, in demselben Stück also liegen ineinander das mit anderen Gemeinsame und das Besondere. Das Besondere ist hier so viel wie das Typische eines organischen Gebildes."

Die Typologie der Religion ist eine empirische Wissenschaft und hat mit Wertungen oder mit der Forschung nach dem Wahrheitsgehalt einer Religion nichts zu tun. Sie stellt zunächst die Stadien fest, die jede Religion in ihrer Entwicklung durchläuft, und erreicht hierdurch einen Querschnitt durch die Religionen hindurch, deren Entwicklungsstadien sich nach Gleichförmigkeiten zusammenstellen lassen. Sie stellt ferner den eigentümlichen Charakter jeder Religion, ihren Habitus, fest, der sich durch alle Stadien der Entwicklung hindurch erhält und entfaltet. Sie forscht weiter nach den typologischen Urphänomenen, die sowohl den Habitus wie den Entwicklungsablauf bestimmen.

An vortrefflich gewählten Beispielen wird in drei Abschnitten: I. Parallelen (Konvergenz der Stadien), II. Eigenart (Kontinuität des Habitus), III. Typologische Urphänomene, mit reicher Untergliederung der Entwurf des Ganzen ausgeführt. Als Ergebnis wird festgestellt: Stadium und Habitus einer Religion „gehen auf die Tatsache der Urphänomene zurück, die Stadien vor allem auf das religionsgeschichtliche und das religionspsychologische, der Habitus vor allem auf das religionsphilosophische Urphänomen. Mit anderen Worten: Religion tritt auf als Stiftung. Das Wesentliche daran ist eine bestimmte Schematisierung des Heiligen in der Zeit oder im Raum. Das gibt einen Habitus, der nur unter Preisgabe der betreffenden Religion verlassen werden kann. Die Wandlungen aber, denen eine habituelle, eigentümliche Religion im Laufe ihrer Geschichte unterworfen ist, also die Stadien, lassen sich erklären aus dem religionsgeschichtlichen Konflikt zwischen Universalismus und Protest sowie aus der Polarität von Glaube und Mystik ... Der Habitus bleibt, die Stadien wechseln".

Eine Rechtfertigung der Religionswissenschaft als theologische Disziplin bildet den Schluß: „Es wäre ein grober Irrtum, anzunehmen, daß wissenschaftlicher Vergleich von Religionen die Wahl zugunsten einer Seite befördern oder zu ihren Ungunsten benachteiligen könnte. Der Vergleich vermag nur — das ist allerdings sehr viel! — die Notwendigkeit der Wahl zwischen verschiedenen Möglichkeiten deutlicher ins Bewußtsein zu heben. Indem die Parallelen und Unterschiede, die Übereinstimmungen und Gegensätze klarer aufgefaßt werden, bietet sich dem Theologen ein Begriffsapparat, der ihm wichtige Dienste leistet. Denn nun vermag er einerseits innerchristlich sein Glaubensbewußtsein zu klären, andererseits nach außen hin das Zwiegespräch mit den Vertretern anderer Entscheidungen zu führen". Daß der Verfasser hier der dialektischen Theologie zuliebe die von Kierkegaard stammenden Begriffe der „Wahl" und der „Entscheidung" gebraucht, verdirbt seine ganze, sonst streng festgehaltene Auffassung vom Wesen der Religionen als objektiver Geistgebilde, die sich nach ihrem eigenen Gesetz entwickeln. Wer im Ernste glaubt, daß ein Mensch sich eine Religion „wählen" oder sich durch einen rein rationalen Akt für die eine oder die andere „entscheiden" könne, hat vom Wesen des Religiösen keine Ahnung. Das kann man nur innerhalb des abstrusen Hirngespinstes, das uns die dialektischen Theologen heute als Religion aufdrängen wollen. Fricks ganzes Buch spricht gegen eine solche Auffassung des Wesens der Religion, und dieser Schluß ist wohl nichts weiter als eine höfliche Verbeugung vor der Modetheologie, die ganz unnötig war, da diese Theologen ja religionswissenschaftliche Bücher aus Prinzip nicht lesen, weil sie sich dafür entschieden haben, in ihrer Enge zu bleiben und die Weite religiösen Lebens nicht zu sehen.

Cumont, Franz: Les Religions Orientales dans le Paganisme Romain. Conferences, faites au Collège de France en 1905. Quatrième Édition, revue, illustrée, et annotée, publiée sous les Auspices du Musée Guimet. Paris: Paul Geuthner 1929. (XVI, 339 S.) gr. 8°. 80 Fr.

— **Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum.** Vorlesungen am College de France. Nach der 4. französischen Auflage unter Zugrundelegung der Übersetzung Gehrichs bearb. von A. Burckhardt-Brandenberg. 3. Aufl. Leipzig: B. G. Teubner 1931. (XVI, 334 S., 8 Taf.) 8°. RM 14 —. Bespr. von E. Bickermann, Berlin.

Lector, intende, laetaberis! Das berühmte Werk von Cumont, die in Form wie im Inhalt gleich vollendete Höchstleistung der modernen religionsgeschichtlichen Forschung erschien nunmehr in einer Neubearbeitung. 16 Tafeln schmücken den vornehm ausgestatteten Band und bieten recht gut gelungene Abbildungen bezeichnender, z. T. wenig bekannter oder neuentdeckter Denkmäler der östlichen Kulte im Okzident dar. Ich nenne insbesondere den zum

ersten Male veröffentlichten Marmorkopf des Sabazius (aus einer Privatsammlung) und die einzigartige Statue aus Kyrene, welche eine Eingeweihte als Isis darstellt. Besonders dankenswert ist, daß die Abbildungen dabei eingehend beschrieben und erklärt und somit zum Bestandteil der Argumentation geworden sind. Völlig erneuert sind dann die Anmerkungen, die eine Fülle von wichtigen Hinweisen und Gedanken enthalten. Ich nenne hier exempli gratia nur C.s einschneidenden Hinweis (Kap. V, A. 108 und K. VI A. 146) auf den wesenshaften Unterschied zwischen der persischen und der ägyptischen Aion-Vorstellung. Es ist gut, daß der Meister dabei nicht versäumt hat, auf manche der Bearbeitung noch harrenden Probleme hinzuweisen. Es fehlen uns z. B. noch zusammenfassende Werke über antike Magie, über die Dämonologie, über Dionysos-Mysterien der hell.-röm. Zeit; eine Analyse des Einflusses des Judentums auf die heidnischen Religionen, aber auch etwa eine Zusammenstellung der Denkmäler des Iuppiter Dolichenus oder ein Kommentar zu Lucians „de dea syria" und eine Sammlung der Zeugnisse, die uns das syrische Heidentum hinterlassen hat. Die Isis-Hymnen sind inzwischen von W. Peek (vgl. OLZ 1930, 711) neu bearbeitet.

In die Anmerkungen hat C. somit das Wichtigste aus eigener und fremder Arbeit des verflossenen Vierteljahrhunderts hineingebaut[1], der Text blieb dagegen (von einem neuen Exkurs abgesehen) im wesentlichen unverändert[2]. Dadurch ist aber eine tiefe und charakteristische Diskrepanz zwischen beiden Teilen des Werkes entstanden, die einige Bemerkungen erfordert.

Cumonts eigentliche Aufgabe im Jahre 1905 war es, die Transformationen der östlichen Religionen im lateinischen Westen und die Umgestaltung des lateinischen Heidentums unter ihren Einflüssen zu beleuchten. Das neue Material, die neue Forschung hat aber diese ursprüngliche Fragestellung weitgehend verschoben, wie es am deutlichsten der schon genannte Exkursus in neuer Auflage zeigt. Cumont fügt nämlich ein Kapitel über die eigentlich griechischen Bacchusmysterien ein, unter der Begründung, daß sie in Rom halborientalisch wurden. Die orientalischen Religionen eroberten aber Rom ihrerseits nicht als solche, sondern in ihren „synkretischen", hellenisierten, halbgriechischen, Formen. Die Feststellung der letzteren ist somit die Voraussetzung für ein tieferes Verständnis des Wirkens des Ostens in Rom. Wir wissen jetzt tatsächlich, daß der persische Mithra nicht erst unter Pompeius, wie C. (nach Plutarch) sagt, sondern schon im III. Jht. v. Chr. seine europäischen Verehrer gefunden hat (Pap. Gurob, 22). Die Zenon-Papyri gestatten andererseits zu verfolgen, wie der Isiskult schon vor 256 v. Chr. zur Staatsreligion der Lagiden erhoben wurde. (Vgl. Wilcken, Archiv f. Papyrusforschung VIII, 67.) Diese Hellenisierung der östlichen Religionen gibt in erster Linie die Antwort auf die Frage, die C. gleich im Anfange stellt, warum gerade diese Kulte und nicht etwa der keltische eine solche Verbreitung im Westen gefunden haben. Am deutlichsten zeigt das vielleicht die Kunst der „Chaldäer", die Astrologie, der C. ein besonderes Kapitel widmet, deren außerordentlicher Erfolg im Okzident nur dann zu verstehen ist, „wenn man sich klar macht, daß es griechischer Logos war, der sie organisiert und ihr Überzeugungskraft mitgeteilt hatte" (H. H. Schaeder in „Die Antike" IV, 236).

Diese Verbreitung war aber überhaupt erst dadurch möglich, daß die an sich nationalen Kulte zu supernationalen Mysteriengemeinschaften wurden (vgl. dazu eindringende Ausführungen von Alf. Loisy, Les mystères paiens et le mystère chrétien 1930), eine Transformation, die auf dem hellenistischen Gebiet erfolgte und wohl durch die Bildung der orientalischen Diaspora bedeutsam gefördert wurde. Es fehlt leider bis jetzt fast völlig an Arbeiten über die Emigration aus dem Osten. C. verspricht nunmehr eine über die syrische. Andererseits führte die griechische Einwanderung zur Denationalisierung der einheimischen Kulte auch im Osten selbst und somit zu deren Umbildung in Mysterienreligionen, wie sie jetzt durch neue Inschriften von Panamaros in Karien (vgl. Roussel, Bull. Corr. hell. 1927, 123ff.) veranschaulicht wird.

Die Denkmäler der orientalischen Kulte in der Diaspora bilden tatsächlich im Westen wie im Osten eine untrennbare Einheit, wie das vor kurzem ausgegrabene Heiligtum der ägyptischen Götter in Philippi (P. Collart Bull. Corr. hell. 1929, 70ff.) von neuem erwiesen hat und wie es auch jede Seite von C.s Anmerkungen zeigt. Uns fehlen leider Schriftquellen, um die orientalischen Diaspora-Religionen genauer erfassen zu können. Sie liegen aber für das Judentum, das gerade in Rom stets als eine unter vielen östlichen Religionen erschien, vor und können uns helfen, die anderen besser zu würdigen. Schon Bardesanes vergleicht mit den Juden die Perser, „die inmitten aller Völker, wo nur sie leben, die Gesetze und die Mysterien ihrer Vorfahren treu bewahren". (Eusebius Praep. Evang. 6, 10, 21.) Es ist eine große Lücke in C.s Buch, daß ihm ein Kapitel über das Judentum in der Zerstreuung fehlt.

Noch eins fällt im Text des Werkes auf. Was ist es eigentlich, das „römische Heidentum", das hier traktiert wird? Bald versteht C. darunter die Kaiserzeit, bald Rom, bald den lateinischen Westen, bald auch den Ausgang des Heidentums. Die Prozession der Salambo im IV. Jahrh. in Sevilla wird genannt gleich nach Ovids Versen über schöne Verehrerinnen

---

1) Ein paar Literaturnachträge mögen folgen: S. 72: über den hellenistischen Typus der Isis s. H. Schäfer in Festschrift für Lehmann-Haupt (1921). S. 108: Aphrodite von Paphos ist wohl kretisch und nicht semitisch: Ch. Blinkenberg, Der Danske Videnskabernes selskab, Hist.-filol. Medd. IX, 2 (1924): Le temple de Paphos. — K. III A. 56: Über den „Hypsistos"-Kult in der Krim vgl. vor allem Rostowzew, Antike dekorative Malerei in Südrußland (russisch, S.-Petersburg 1913), 431f. — Kap. V A. 68: Über die κάτοχοι des Sarapis s. jetzt U. Wilcken, Urkunden ptol. Zeit I, wodurch die ältere Literatur antiquiert ist. — K. VI A. 7: Zum den römischen Kaisern vorgetragenen Feuer vgl. W. Otto in „Epitymbion für H. Swoboda" (1927). K. VI A. 14: Zum Hystaspes vgl. H. Windisch, Die Orakel des Hystaspes (Amsterdam 1929). — K. VI A. 58: Über die Yeziden s. neuere Literatur bei Pfannmüller, Handbuch d. Islambibliographie (1925). — K. VII A. 77: Über chemische Experimente in antiker Magie vgl. jetzt vor allem H. Diels, Die Entdeckung des Alkohols (1913).

2) Der Text ist (ohne Tafel) auch getrennt (als 3. Aufl.) zu haben: Verlag E. Leroux, Frs. 25.

des Adonis in Rom. Das ist natürlich durch die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials bedingt. Wäre es nicht möglich, wenigstens hier und da die zeit- und ortsgebundenen Entwicklungslinien zu ziehen? Das scheint mir z. B. für die Orientalisierung des italischen Jenseitsglaubens unter dem Prinzipat durchführbar zu sein. Wir müssen nur nicht vergessen, daß diese Orientalisierung nur eine neue, andere Form der Hellenisierung war. Die Götter des Ostens, der von Jerusalem wie der von Memphis, sprachen und bekämpften einander im Westen nicht in ihren einheimischen Dialekten, sondern in der griechischen Weltsprache. Εἷς Ζεύς Μίθρα Ἥλιος Κοσμοκράτωρ ἀνείκητος so verkündet der Gläubige in Rom den Sieg seines Gottes, indem er den persischen Namen an Stelle des auf dem Stein getilgten ägyptischen Σαρᾶπις setzt, wie eine hochinteressante Inschrift zeigt, deren Kenntnis wir wieder demselben Cumont, dem Führer und Meister von uns allen, die sich für die antike Religionsgeschichte interessieren, verdanken.

Inzwischen ist die deutsche Übersetzung (3. Auflage) erschienen. Sie liest sich gut, enthält auch die Anmerkungen und das Bildmaterial des Originals und darüber hinaus manche Nachträge C.s zu den Anmerkungen, die die neueste Literatur verzeichnen. Erfreulicherweise ist die deutsche Ausgabe einmal billiger als die französische.

---

1. **Mühlestein,** Hans: **Die Kunst der Etrusker.** Die Ursprünge. Berlin: Frankfurter Verlagsanstalt 1929. (241 S., 238 Abb. auf Tafeln). 4°. RM 24 —; geb. 27 —.
2. — **Über die Herkunft der Etrusker.** Berlin: Ebda. 1929. (VIII, 81 S.) 4°. RM 5 —. Angez. von Ernst Sittig, Tübingen.

1. Das Buch zerfällt in 3 Teile, deren erster die Genesis der etruskischen Kunst, die früh-„orientalisierende" Ursprungs-Epoche etwa 725 bis 625 v. Chr. behandelt; es folgen dann im nächsten Abschnitte recht gute, auch für jeden Gelehrten wertvolle Tafeln und schließlich im letzten Drittel die Erläuterungen zu jenen Abbildungen. Zum 2. und 3. Teile wäre nicht viel zu sagen, beide erscheinen mir als das Brauchbare und Gute des Gesamtwerkes. Der erste Abschnitt sucht „geistesgeschichtlich" die großen Zusammenhänge zu geben, diktiert von einer uferlosen, wissenschaftlich nicht disziplinierten Romantik; es mag sein, daß das Werk wesentlich höhere Ansprüche stellt als etwa Sir Galahads: Im Palaste des Minos; dennoch ziehe ich dieses vor, weil es mit Humor und Ironie gewürzt ist.

Das erste Kapitel des Buches des Verf. grenzt die Ursprungsepoche der tyrrhenischen Herrenkunst gegen die Kunst der Villanovakultur mit ihrem geometrischen Stil ab, deren Träger nach dem Verf. autochthone Italiker und zu ihnen gesellte vortyrrhenische Kleinasiaten („Rasenna") waren. Im zweiten Absatze werden dann die Komponenten der orientalisierenden Kunst der Etrusker nach Herkunft der Objekte, Materialien (Gold, Silber, Elfenbein, Bernstein, Bronze, Eisen) und nach ihrem Stile untersucht; Kretisch-Mykenisches, Hethitisches und Phönizisches, basiert auf Ägyptischem, Assyrischem und den schon genannten Elementen, wird da gefunden, zu denen noch Einflüsse der ionischen (!) Griechen Cyperns treten. In dem letzten Hauptabschnitte wird der Einbruch des Ionismus und der Ursprung der Macht des Griechischen über das Etruskische geschildert, phantasievoll, aufs tiefste beeinflußt durch die Schriften des wohl nicht unverdient in Vergessenheit geratenen Landsmannes des Verf.s, Bachofen. Es würde viel zu weit führen, die Versehen des Verf.s in wissenschaftlichen Einzelheiten aufzuzählen. Konstruktionen, die zur poetischen Verherrlichung des tyrrhenischen Herrenvolkes, „eines Muttervolkes mit tellurischer Todesreligion", auf Kosten des Griechentums dienen, wird weiter Spielraum gewährt. Dem „uranisch-vaterrechtlichen Geiste der Hellenen" wird so ziemlich alles abgesprochen, sogar in Griechenland selbst; den Muttervölkern gehörten an der „strahlende Heldensohn, der der Mutter Stolz mehrt, und der kühne Abenteurer um seiner Geliebten willen (wie noch Achill zu Thetis steht und Menelaos zu Helena), der Mann dem Weibe noch im Gottesdienste ehrfürchtig untertan" (S. 78). Dem „altägäischen Mutterkomplexe" des „mediterran-autochthonen Seelentumes" entsprächen auch die bei den Etruskern beliebten Ausschnitte trojanischer Vorgänge, z. B. der Zweikampf Achills und Hektors, des Eteokles und Polyneikes, der Brüder der Antigone (der Kämpferin für das Erdmütterrecht!); auch bei der Orestie handele es sich um autochthones Urgut, und selbst Herakles sei hellenische Umdeutung einer vorhellenischen Glaubensgestalt. In die schwindelnden Höhen oder Tiefen „zeitenaufwärts" vorzudringen vermag nur ein gläubiger Mystiker, der die Augen angesichts der wissenschaftlichen Tatsachen schließt.

Woher stammt S. 49 die Feststellung der altetruskischen Liebesgöttin *Tufltha*? Aus den Inschriften GIE 445, 2340f. ergibt sich nichts Neues für die *θufulθaś* oder *θuplθaś* (beides Dative). Aber man kann den Namen *θup-l-θa* nicht gut von dem Worte *tupi* trennen, das in der Verbindung *tupi sispeś* in der Tomba dell' Orco „Strafe des Sisyphos" erscheint. Ein Spiegel des Vatikans Inv. Nr. 53, den ich im Oktober 1929 dank Nogaras Güte genau prüfen konnte, zeigt den ausziehenden Achilles mit der Inschrift *αχleitruiesiθesθufarce*; nun, Achill bereitet doch sicher Troja nichts „Liebes". Nicht um Aphrodite, sondern um die Erinye handelt es sich.

Die Art der Darstellung all dieser romantischen Spekulationen wird leider nicht gerade durch sich oft wiederholende panegyrische Kraftausdrücke, ausführlich ausgeschriebene Zitate, billige Belehrungen (z. B. S. 90: Das „Schatzhaus des Atreus" ist kein Schatzhaus, sondern ein Grab), auch nicht durch endlose Anmerkungen gehoben. An S. 80 schließt sich eine ungeheuerliche Fußnote, auf deren dritter Seite heißt es „kurz": . . . . , und es folgen noch einmal fast 4 weitere Seiten; ist man so auf S. 85 mit Lesen der Anmerkung angelangt, darf man auf S. 80 im Texte fortfahren. Das sind Ungleichheiten, denen auch der innere Gehalt des Buches entspricht. Besser als aller gute Wille und alle hohe Etruskerbegeisterung sind, wie gesagt, die Abbildungen, die auch dem wissenschaftlichen Leser etwas zu bieten vermögen.

2. Mühlesteins Werk über die Herkunft der Etrusker bietet dem Fachmann noch weniger als das erste von der Kunst der Etrusker, wenn Verf. auch glaubt, „viel gelehrten Staub von Haupt und Füßen schütteln zu dürfen" und mit klangvollen Worten in z. T. unendlichen Sätzen (S. 1 ein solcher von 21 Zeilen!) neue Offenbarungen gegenüber der deutschen „Großgeschichtschreibung" zu bringen. Er hält die Etrusker für ein Mischvolk, in dem mittelmeer-autochthone Elemente iberisch-nordwestafrikanischer Herkunft durch die Ligurer repräsentiert sein sollen, dazu

treten nach dem Verf. ostmittelmeerische, frühkleinasiatische, „die Schicht der Rasenna", spätkleinasiatische lydisch-tyrrhenische, und daneben machen sich indogermanische Einflüsse geltend, in älterer Zeit besonders solche der Umbrer.

Dazu wäre zunächst zu sagen, daß die Ligurer, wenigstens der Sprache nach, nur Indogermanen gewesen sein können, wie das schon Kretschmer gelehrt hat; wer die geographischen Namen auf -asco, -asca, -anco, -anca usw. verfolgt, wird finden, daß sie besonders zäh im Lepontiergebiete am Ticinus haften, wo nach Livius V 35 Ligurer saßen. Ferner ist die Behauptung, daß die etruskischen Herren der lydisch-tyrrhenischen Schicht sich stets Tyrrhener, nicht Rasenna genannt hätten, nicht nur ohne Beweis, sondern widerspricht dem inschriftlichen Dokumente des Cippus von Perusia. Was an den Entdeckungen des Verf.s als richtig gelten kann, war zudem längst den Sprachforschern bekannt; W. Schulze wird allerdings von ihm der klassischen Philologie zugezählt, Kretschmer wird überhaupt nicht erwähnt. Und doch wären auch dem Verf. dessen Ausführungen bei Gercke-Norden: Einleitung in die Altertumswissenschaft² I 6, 109 wohl zugänglich gewesen, wo es heißt: „Wir haben also damit zu rechnen, daß mindestens eine doppelte Einwanderung (vielleicht gab es noch mehr Wellen) jener ägäischen Bevölkerung in Mittelitalien stattgefunden hat: eine ältere vom griechischen Festland aus, sei es über das ionische Meer, sei es zu Lande, und eine jüngere des tyrrhenischen Seefahrervolkes, das von den Küsten des Ägäischen Meeres aus nach Mittelitalien gelangte und dort bereits eine stammesverwandte Bevölkerung vorfand."

Es verlohnt sich nicht, die teilweise phantastisch-ungeheuerlichen Kombinationen, wie z. B. S. 31f. Anm. 2 Tyrs-enoi/Torr-heboi/(Tu)r-a-sena/Tr-a-simenus/Turan zu widerlegen, aber was der dritte der Exkurse (1. Exkurs betitelt „Sumerer und Etrusker", 2. „Chalder und Etrusker") unter der Überschrift „Hinweis auf eine notwendige Ergänzung der prähistorischen Etruskerforschung" im Anschluß an Hermann Wirth: „Der Aufgang der Menschheit" an geisteswissenschaftlichen Offenbarungen gibt, sei dem Leser nicht vorenthalten: „Der Wirrwarr der Schriftursprungskunde, der immer noch bei der Legende von der „phönikischen Erfindung" der Schrift Halt macht" (S. 69f. Anm. 1; nach dem Verf. sind dann wohl auch die semitischen Namen der Buchstaben bei den Griechen eine bösartige Erfindung), wird durch die geniale Theorie von der verschwundenen Atlantis und ihren Bewohnern beseitigt; die Seevölkerstämme mit Federkronen auf dem Haupte, die Philister, hatten ihre Urheimat nicht auf Kreta, sondern im Polsete-Land an der Nordsee, und der Federschmuck der Indianer, der schon auf den Monumenten der Maya- und Inka-Kultur erscheint, sei das gleiche atlantische Hoheitszeichen derselben arktisch-nordischen Rasse (S. 79, Anm. 1). Solcher atlantischen Logik ist europäisch-wissenschaftliches Denken nicht mehr gewachsen.

Weickert, Carl: Typen der archaischen Architektur in Griechenland und Kleinasien. Augsburg: Dr. Benno Filser Verlag 1929. (III, 199 S.) gr. 8°. RM 24 —. Bespr. von Theodor Dombart, München.

In diesem aus seiner Habilitationsschrift hervorgegangenen schlichten bilderlosen Buch bietet W. dankenswerterweise zu ehestmöglicher wissenschaftlicher Benützbarkeit einstweilen Einblick in die Ergebnisse der bedeutsamen Vorarbeit zum ersten Abschnitt eines später von ihm zu erwartenden Buches über die Geschichte der griechischen Architektur.

Von dem weit verstreuten, oft nur schwer zugänglichen und darum bisher nur sehr teilweise ausgebeuteten Material, das zurzeit an Funden und Forschungen zum Thema der archaischen Architektur des griechischen Gebietes (hier Hellas, griechische Inseln, Kleinasien und Nordafrika, unter Beiseitelassen von Unteritalien und Sizilien) nach der Seite der Sakral- und Profan-Leistungen (mit Ausschluß der Grab- und Befestigungs-Bauten) vorliegt, wurde in historischer Anlage aufs sorgfältigste alles Erreichbare zusammengetragen, in Gruppen geordnet und, soweit schon angängig, auch gleich kunstgeschichtlich auszuwerten unternommen, von der „geometrischen" Epoche über die „orientalisierende" Zeit und durch das 6. Jahrhundert hindurch bis um 500 v. Chr., d. h. bis zu dem Zeitpunkt, da sich die griechische Architektur bereits zu ihrer frühklassischen Stufe entwickelt hat. W. war es dabei darum zu tun, „die geschichtliche Stellung der griechischen Architektur zu ihrer Vorgängerin, der mykenischen, klarer beurteilen und im Rahmen einer Gesamtbehandlung feststellen zu lassen, welche Bedeutung den gemeinsamen oder verschiedenen Zügen der östlichen und westlichen Architektur, vor allem im Tempelbau, zukommt". Zu diesem Zweck beobachtet er vor allen Dingen innerhalb des gesteckten Rahmens, „wann und in welchem Umfang gewisse Formen des Grundrisses, des Aufbaus und der dekorativen Ausgestaltung auftauchen und herrschen". Und wenn er auch der Überzeugung ist, dabei „eine Arbeit geleistet zu haben, deren Aufgabe es sei, überholt zu werden und die oft genug irren werde", wo eben die Voraussetzungen zu sicheren Schlüssen noch ausstehen, so ist doch jedenfalls fürs erste wahrhaftig in erfreulicher Sachlichkeit Wesentliches klarer überblickbar geworden: Die Verfolgung des Schrittes vom Primitiven zum Ansatz monumentaler Architektur mit dem Hinweis auf das im ganzen Umfang ungriechische Wesen der minoischen Kultur in ihrem Unvermögen zu wirklich monumentaler Architektur gegenüber der unter minoischem Einfluß nur erstmals offenbar gewordenen heimischen Kunstkultur mykenischen Gepräges mit ihrem sichtlichen Sinn für Architekturmonumentalität als Vorspiel zur werdenden Großkunst der Griechen, die, in Übereinstimmung mit der antiken Tradition über die Argolis-Heimat des dorischen Tempels, wirklich greifbar auftaucht als von dort ausgehend, wo die Trümmer mykenischer Burgen vor aller Augen lagen und wo,

etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts, der alte Holzbau in Stein umgesetzt erscheint zu einer früh-argivisch-korinthischen Architektur mit dem hier geborenen monumentalen Peripteraltempel.

Dabei unternimmt W. den Versuch, schon in der Bautätigkeit des 7. Jahrhunderts zwei bis drei Kreise auf dem griechischen Festland zu unterscheiden und zu zeigen, wie dann das 6. Jahrhundert das noch unausgereifte Ergebnis der Vorepoche übernimmt und im Aus- und Angleichen der Einzelpartien dazu die Durchführung einer gesetzmäßigen Bindung findet sowohl im Plan wie im Aufriß, die ohne Störung des Organismus keine Durchbrechung mehr duldet, trotz fast unbeschränkter Abwandlungsmöglichkeiten innerhalb der gezogenen Grenzen.

Den Versuch, ein Bild der Frühgeschichte der ionischen Ordnung zu entwerfen, erfindet W. als noch nicht möglich bei unseren derzeitigen Kenntnissen, die uns innerhalb des älteren Ionismus kunstgeschichtliche Gebiete bisher kaum scheiden lassen. Immerhin bietet W. auch hier ein Aufzeigen von wichtigen Andeutungen und Erkenntnissen, die manche Möglichkeit ins Auge fassen lassen.

Daß man in allerlei Punkten auch anderer Meinung sein kann, liegt in der Natur der Sache. Aber als Ganzes ist das Buch des Archäologen W. der wichtige Auftakt zur gründlichen Behandlung der historischen Seite griechischer Architektur, wodurch endlich die längst als notwendig empfundene Ergänzung der Durmschen „Baukunst der Griechen" geschaffen werden soll, in welch letzterer der † Architekt seinerzeit die technische Seite der Aufgabe in Angriff nahm.

Ägyptologie.

Nußbaumer, Dr. H.: **Systematik der ägyptischen Reliefkunst.** Zürich: Otto Schranz 1930. (13 S. m. Abb., 15 Taf.) 4°. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Eine ungewöhnliche Arbeit, deren Entstehung man nur begreifen kann, wenn man das starke formale Interesse kennt, das in Kunstschulen für ägyptischen Stil besteht. In der Richtung dieser Kreise geht die Untersuchung von Nußbaumer, von der er hier einen vorläufigen Bericht, der als Manuskript gedruckt ist, gibt in Gestalt von 28 Blättern, deren jedes einschließlich der Schrift von ihm gezeichnet ist und eine kunstgewerbliche Leistung darstellt. Zunächst erschrickt man etwas wegen der unzulänglichen Erfassung des ägyptischen Stils in den figürlichen Bildern, die an Tafeln in ägyptologischen Veröffentlichungen vor 1850 erinnern. Dann sieht man aber, daß man es mit einem scharfen und kritischen Beobachter zu tun hat, der eine systematische Formcharakteristik aufstellt für die Wiedergabe des menschlichen Körpers in ägyptischen Reliefs. Er kümmert sich (in diesem vorläufigen Bericht wenigstens) nicht um die Komposition und die Grundsätze für die Zusammenfassung von Figuren, sondern zergliedert jede einzelne Gestalt unabhängig von ihrem Verhältnis zu anderen nur nach ihrem formalen Aufbau. Seine lehrreichen „Kontrastformen" behandeln Stellung des Kopfes und der Glieder gegenüber den Schultern, für die ihm „Frontalstellung und Profilstellung" die entscheidende Grundlage sind. Die Systematik an sich ist ausgezeichnet und gibt wertvolle Gesichtspunkte; aber dem modernen Menschen läuft dabei doch einiges Unägyptische mit unter (Tafel III—IV und sonst), da seine „ägyptischen" Männer zum Teil frei erfunden, aber nicht antiken Reliefs entnommen sind.

Man muß der Veröffentlichung der umfangreichen Untersuchung, auf die Nußbaumer verweist, mit Interesse entgegensehen. N. scheint H. Schäfers „Ägyptische Kunst" nicht zu kennen; ich könnte es mir aber denken, daß beide auf ihren verschiedenen Wegen, von Einzelheiten abgesehen, zu ähnlichen Ergebnissen kommen werden, sofern sie sich überhaupt miteinander beschäftigen und auseinandersetzen.

Capart, Jean: **Memphis.** À l'Ombre des Pyramides. Avec la collaboration de Marcelle Werbrouck. Paris et Bruxelles: Vromant & Co. 1930. (XVII, 415 S., 391 Abb.) 4° = Fondation égyptologique Reine Élisabeth. Bespr. von Hermann Kees, Göttingen.

Georg Ebers' seiner Zeit vielgelesenes Buch „Ägypten in Wort und Bild" hat immer wieder Nachfolger in Form reichillustrierter Schilderungen des alten Ägyptens gefunden, die dem Zweck der Einwirkung auf einen nicht fachlich geschulten, aber schönheitsempfänglichen Leserkreis dienten. Sie erfüllen das Bedürfnis, gebildeten, natürlich auch gutgestellten Reisenden eine bleibende Erinnerung an das im Lande selbst Geschaute zu sein und dazu die nötigen Aufklärungen an die Hand zu geben.

Dieser Art Popularisierung der ägyptischen Kultur hat der Brüsseler Museumsdirektor J. Capart die von ihm nach dem Krieg geschaffene „Fondation égyptologique Reine Elisabeth" zur Verfügung gestellt, eine Tat, die aus verständlichen Gründen besondere Anerkennung und Unterstützung bei der ägyptischen Regierung findet.

Für diese Gesellschaft und die ihr nahestehenden internationalen Kreise hat Capart das vorliegende stattliche Werk verfaßt. Damit ist sein Zweck umschrieben und seine Einstellung gekennzeichnet. Man muß anerkennen, daß Capart als erfahrener Kenner der Versuchung, der so viele Bücher ähnlicher Richtung in der Hochflut der Tell Amarna- und Tutanchamun-Mode erlegen sind, des Abgleitens ins Sensationelle, widerstanden hat. Er schildert anschaulich und sachlich die Bauten von Gise, Sakkara, Daschûr, Abu Roasch, dazu was zum Verständnis der Zeit des AR notwendig erscheint, also die religiösen, literarischen

und kulturellen Lebensgrundlagen, den Königshof und seine Beamten usw. Dabei streut er in der Art, wie es Erman in seinem „Ägypten" vorgeführt hat, aber ohne dessen unerreichbare wissenschaftliche Höhe erstreben zu wollen, allerlei Übersetzungen ägyptischer Texte ein. Alles das ist verständnisvoll zusammengestellt und durch ein reiches, übrigens fast durchweg sehr gut wiedergegebenes Bildermaterial belebt, darunter nicht wenige eigene Aufnahmen.

Der Leser erfährt so auf angenehme und verbindliche Art, welche Eindrücke ein feinsinniger Mann, dem es glückliche äußere Umstände ermöglichen, fast alljährlich die neuen Funde unmittelbar zu sehen, davon empfängt. Wer die unglücklichen Publikationsverhältnisse ägyptischer Grabungen kennt, weiß, was das zu bedeuten hat!

Auf Einzelheiten des Textes einzugehen, oder Bedenklichkeiten (wie etwa die Behauptung, die 8. Dyn. sei „sans doute d'origine asiatique") aufzuzeigen, würde dem Charakter des Buches widersprechen, das nicht auf wissenschaftliche Problemstellung ausgeht. Hervorgehoben sei aber mit besonderem Dank, daß unter den Abbildungen sich manches findet, was selbst dem Fachmann bisher schlecht oder gar nicht zugänglich war. Ich nenne darunter eine große Anzahl von Originalaufnahmen aus Gräbern des AR (phot. Lehnert u. Landrock, Kairo u. a.), aus dem Museum in Kairo, auch von den neueren Ausgrabungen am Grabmal des Zoser bei Sakkara; auch einzelne Mitteilungen über die selbst der Wissenschaft größtenteils bisher vorenthaltenen Ergebnisse der Reisnerschen Ausgrabungen in Gise (Abbild. 251, Sänfte der Mutter des Cheops aus ihrem Grab; S. 309 Teile eines wichtigen biographischen Textes eines Architekten der 6. Dyn. in Boston) sind beachtenswert.

---

1. **Elston,** Roy: **The Traveller's Handbook for Egypt and the Sûdân.** With Maps and Plans. London: Simpkin, Marshall, Ltd. 1929. (CXXXI, 588 S.) kl. 8°.

2. **Hall,** Trowbridge: **Egypt in Silhouette.** New York: The Macmillan Comp. 1928. (IX, 278 S.) 8°. 15 sh. Bespr. von Ludwig Borchardt, Kairo.

1. Wie auf dem Umschlag gesagt ist, handelt es sich um eins von Cooks Handbüchern für Touristen, also in erster Linie für die mit Cook Reisenden. Das Buch wendet sich also an diese vornehmlich und soll ihnen das geben, was sie vielleicht wissen möchten. Da der Verf. nicht ägyptologisch geschult ist, hat er seinen Stoff fleißig aus der Fachliteratur zusammentragen müssen, auch, wie Ref. weiß, englische Fachgenossen zu Rat und Hilfe herangezogen. Als durchaus sekundäre Quelle kommt das Buch also nicht in Betracht. Den Cook-Reisenden kann es von Nutzen sein, so weit sie keine höheren Ansprüche machen.

Von den beigegebenen Karten sind einige recht alten Datums. In die von Kairo sind zwar die neuen großen Straßendurchbrüche eingetragen, sonst gibt sie etwa den Zustand von 1910, was selbst für Cooks Reisende unzweckmäßig ist. Die Karten des Niltals und des Sudan sind sehr übersichtlich und daher für schnelle Orientierung den Touristen gewiß nützlich. Bei einigen der meist nur schematischen Grundrisse im Text muß man sich fragen, wozu sie dem Touristen vorgelegt werden sollen. Das Innere der Pyramide des Merenre (S. 132) oder des Grabes der Hatschepsut (S. 326) oder gar die unausgegrabenen Teile des Tempels von Esna (S. 393 nach Grant-Beys unmöglicher Rekonstruktion) wird so leicht doch kein Tourist zu sehen bekommen.

Ein sehr ausführlicher Index (S. 561—584) ist von Nutzen.

Die Cook-Reisenden werden jedenfalls die Belehrung, die sie bei einer kurzen Bereisung Ägyptens suchen, in diesem Handbuch finden.

2. Der Verf. hat unter entsprechenden Titeln bereits über Spanien und Japan geschrieben. Es ist daher ein gründliches, über Journalistenkenntnis hinausgehendes Wissen um die Fragen des alten und des neuen Ägyptens in diesen „Silhouetten" nicht zu erwarten. Das alte Ägypten[1] hat er anscheinend nur unter Führung eines Dragomans bei den landesüblichen Touristenführungen kennen gelernt. Daher stammen dann die enthusiastischen Auslassungen wie die über das Porträt der Caesarion stillenden Cleopatra (S. 130 und Abb. gegenüber S. 127) und über die Hochzeit des Caesar und der Cleopatra im Tempel der Göttin der Liebe zu Dendera (S. 128). Die Hochzeit kann allerdings eine schriftstellerische Vision des Verf.s sein, da mir nur die stillende Cleopatra als Dragomansscherz bekannt ist.

Für das neue Ägypten hat der Verf. seine Führer in den Kreisen stramm nationalistischer Literaten gesucht oder zufällig gefunden, die ihn dann reichlich mit einseitig ausgewähltem Material versehen haben. Daher die bei einem Amerikaner merkwürdige englandfeindliche Einstellung des Buches.

Da der Verf. der Landessprache[2] nicht mächtig ist, hat er das ihm gebotene Material, die englischen Übersetzungen der arabischen Schriftsteller[3], nur abgedruckt, und daß dies Material ad hominem ausgewählt ist, zeigt schon ein Blick auf die Überschriften. S. 252: „Columbus on the ocean", S. 258: „The Isle of Philae (dedicated to Theodor Roosevelt)[4] sind gewählt, das Wohlwollen des Amerikaners zu gewinnen, um dann als Schluß (S. 277) Hafiz Ibrahims[5] „Farewell to Lord Cromer" folgen zu lassen.

Ein klares, unparteiisches Urteil wird man sich also aus dem vorliegenden Buche nicht holen können.

Nicht viel anders ist es bei der für Ägypten wie für jedes zivilisierte Land so überaus wichtigen Frage der Frauenbewegung, der der Verf. seinen sechsten

---

1) Von den hierzu beigegebenen Abbildungen sind einige (gegenüber S. 118 und 141) noch der Déscription entnommen!

2) Siehe allein die Wiedergabe des Namens des bekannten neuägyptischen Schriftstellers Lufti-al-Monfalonti (S. 212, 13, 26, 53).

3) S. 213—277. Für das alte Ägypten sind Anleihen bei Breasted gemacht (S. 97—103).

4) Wohl vor der Roosevelt vor Shepheard's Hotel gebrachten Katzenmusik ägyptischer Studenten gedichtet.

5) Daß Verf. seinen Berater in neuägyptischer Literatur (S. 211) sagen läßt, Hafiz Ibrahim „resonant voice and fiery words saved the peasants of Dennesheway from death" dürfte wohl auf ein Mißverständnis zurückzuführen sein.

Abschnitt (S. 55—64) gewidmet hat. Auch hierfür hat er nur die in der Bewegung selbst Stehenden, und zwar die Führer und Führerinnen zu Wort kommen lassen, die natürlich die Forderungen schärfer stellen und für leichter durchführbar erklären, als die große Masse der Beteiligten. Ein Urteil über diese Fragen sich zu bilden ist nur bei ganz genauer Landeskenntnis möglich, für einen europäischen oder amerikanischen Mann aber so gut wie unmöglich.

Das mit großer Lebendigkeit geschriebene Buch ist trotz der hier hervorgehobenen Einseitigkeiten aber doch zur Lektüre zu empfehlen, nur darf man keine Wissenschaft darin suchen.

Keilschriftforschung.

Jordan, Dr. Julius: **Erster vorläufiger Bericht über die von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Uruk-Warka unternommenen Ausgrabungen,** nebst den inschriftlichen Quellen zur Geschichte Eannas von Albert Schott. Mit 31 Taf. u. 18 Abb. im Text. Berlin: Verlag d. Akademie d. Wissensch.; W. de Gruyter & Co. in Komm. 1930. (67 S.) 4^0 = Abhandl. d. Preuß. Akad. d. Wiss. Jg. 1929. Phil.-hist. Kl. Nr. 7. RM 23.50. Bespr. von H. Frankfort, London.

Eine eigenartige Schwierigkeit ist mit der Anzeige dieses ersten Berichtes der Ausgrabungen in Warka verbunden: die Ergebnisse, die im vergangenen Winter erzielt wurden, die also erst im nächsten Bericht mitgeteilt werden können, haben ein derartiges Aufsehen erregt und beleuchten in so neuer Weise gerade die meist umstrittenen Probleme der frühesten mesopotamischen Geschichte, daß man geneigt ist, im vorliegenden Bande zunächst nach dem zu suchen, was als Hinweis auf jene späteren Entdeckungen aufzufassen ist. Dabei täte man aber der älteren Arbeit Unrecht, wie alle diejenigen zugeben werden, die demnächst in den Museen von Berlin und Bagdad den Wiederaufbau eines einzigartigen Monuments architektonischer Plastik werden bewundern können, das im Winter 1928/29 der Ruine abgewonnen ist.

Das Ziel der Arbeit in jenem Winter war die Durchforschung eines der drei großen Ruinenhügel von Warka, der schon 1913 bei einer Ausgrabung als das uralte Heiligtum Eanna erkannt worden war. Jetzt ist die Zikkurat, soweit der Erhaltungszustand es erlaubt, in ihrem Aufbau erkannt, die Umschließung des heiligen Bezirks und dessen Baugeschichte weitgehend aufgeklärt und — wichtigstes Ergebnis von allen — ein im Plan vollständig erhaltener, im Aufbau größtenteils darstellbarer Tempel der Kassitenzeit ist aufgedeckt, der mit seiner höchst überraschenden Gestalt auf einmal die Zeit der „Fremdherrschaft" belebt, indem zu dem trockenen Gerüst der Namen und Regierungsjahre die Individualität eines Kunststils tritt. — Eanna, das der Innin und der Nana gewidmet war, erscheint im Gilgamesch-Epos als dem Anu gehörig. Die Richtigkeit dieser Tradition wird nicht bestätigt durch die älteste der bei der Grabung gefundenen Inschriften, die sich auf einem Tonnagel von Enannatum von Lagasch befindet. Der Körper der Zikkurat und offenbar manches von dem umgebenden Bezirk verdankt seine Existenz Urnammu, dem vielbauenden Gründer der dritten Dynastie von Ur: auch Schulgi, Pursin und Ibisin haben sich hier zu schaffen gemacht und weiter drei Könige von Isin, drei Kassiten, zwei Chaldäer, dann Sargon von Assyrien, Assarhaddon und Assurbanipal, Nebukadnezar und Nabonid, schließlich Kyros II. Die Arbeiten Sargons II. sind besonders umfangreich: er erneuerte, „das Frühere übertreffend", den ganzen Temenos, der aus einer Reihe zwischen zwei Mauern beschlossener Breiträume besteht, und umgab vielleicht auch die Zikkurat mit einem Mantel. Wie der Umfassungsbau an den verschiedenen Stellen erhalten und aufgedeckt ist und wie er sich zu Früherem und Späterem verhält, wird genau dargetan. Dabei sind die Tafeln von Jordan paarweise angeordnet; jedesmal stellt er dem Aufnahmeblatt, das jeden Ziegel verzeichnet und das allein späteren Forschern Gelegenheit gibt, sich den wirklichen Bestand zu vergegenwärtigen, jedoch für den Fernerstehenden kaum verständlich ist, ein anderes Blatt gegenüber, auf dem die Grundrisse klar hervorgehoben, vervollständigt und von Zufälligkeiten frei gemacht sind. Diese offensichtlich einzig richtige Methode der Veröffentlichung findet leider keineswegs allgemeine Anwendung und verdient deshalb hier besondere lobende Erwähnung.

Der Zikkurat gilt der nächste Abschnitt. Sie ist arg zerstört; doch verdient in jedem Falle jedes dieser großartigen Bauwerke besonders eingehende Untersuchung, um so das für die Rekonstruktion dieses Bautypus vorhandene Material zu vermehren. In Uruk sind die Böschung der Wände, die Schmuckpfeiler, die Vorkehrungen für die Wasserabfuhr und besonders die Schichtung des Massivs klargestellt; die Schilfmatten und Schilftaue, die dem Massiv zur größeren Festigkeit einverleibt wurden, sind merkwürdig gut erhalten und in schönen Photographien abgebildet. Der untere Teil des Massivs ist etwas anders konstruiert als der obere.

Die systematische Untersuchung von Sargons Umschließung des heiligen Bezirks führte nun auch zur Entdeckung des im nächsten Kapitel beschriebenen merkwürdigen Kassitentempels, auf den oben schon angespielt wurde. Sargons Umschließung war hier nämlich nur halb so breit, als der Ruinenhügel es nahelegte anzunehmen; der übrigbleibende Teil der Erhebung war vielmehr von einem Bau eingenommen, der eine Einheit für sich darstellt und von Sargon aus seinem Umfassungsbau ausgeschlossen war. Es war ein Tempel, ursprünglich von Karaindasch der Innin errichtet, aber bis in die seleukidische Zeit hinein benutzt. Er hat denn auch vielerlei Änderungen erfahren, aber es gelang den Ausgräbern, „zum Teil aus dem noch einige Backsteinschichten hoch anstehenden Gemäuer, zum Teil aus den Abdrücken der vernichteten und ausgeraubten Mauern am Schutt und an den anstoßenden Rampenbahnen" den ursprünglichen Grundplan festzustellen (Tafel 9 und 10). Er ist klar und einfach, aber höchst eigenartig. Die vier Ecken sind von weit vorspringenden Türmen geschmückt; der Eingang führt zu einem Vorraum, der mehr breit als tief ist. Hinter ihm liegt die Cella, die im Gegensatz zu dem babylonischen Brauch ein Langraum ist. Auch der Bau des Tempels aus Backsteinen ist sehr ungewöhnlich, und Jordan hat wohl Recht mit der Vermutung, daß die ausschließliche Benutzung dieses Materials ästhetisch zu begründen ist: Aus gebrannten Formsteinen sind nämlich eine Anzahl von anderthalb Meter hohen Figuren männlicher und weiblicher Gottheiten aufgebaut, die man sich mit Jordan wohl kaum anders als in einem die Außenwand schmückenden Fries

denken kann. Jede Figur trägt eine einfache Hörnerkrone und hält ein Gefäß in den Händen, aus dem Wasser quillt. Sie stehen einzeln in je einer Nische. Der Wasserstrahl verbindet jedoch über die scheidende Wandfläche hinweg jede Figur mit der nächsten. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß an dem vielbenutzten Gebäude keine einzige Figur mehr an der ursprünglichen Stelle angetroffen wurde, daß das schöne Ergebnis, das auf Tafel 15 dargestellt ist (s. auch die Photographien in „Deutsche Forschung" Heft 13), vielmehr der Sorgfalt und dem Scharfsinn der Ausgräber zu verdanken ist, die die zahlreichen herumliegenden Stücke sammelten und mit genauer Beobachtung auch des Ziegelverbandes zusammensetzten.

42 Figuren sind nachweisbar; es gibt noch ein paar Bruchstücke von Reliefs (u. a. 2 siebenstrahlige Sterne), die beweisen, daß noch anderes, jetzt nicht mehr zu ermittelndes, dargestellt war. Jordan weist mit Recht darauf hin, daß die Entdeckung dieses Gebäudes verbietet, weiterhin die Kassiten als „Barbaren" zu betrachten, die sich ohne weiteres die Kulturformen des Zweistromlands angeeignet hätten. — Die im Süden ungewöhnliche Form der Cella weist nach dem Norden hin; der Reliefschmuck aus Backsteinen findet eine Parallele in Susa, wo de Mequenem vor kurzem derartige, von Kutir Naḫḫunte II. erbaute Reliefs gefunden hat. Die neubabylonischen und achaemenidischen Schmelzfarbenreliefs sind die glänzendsten Nachkommen dieser Form, die, wie Jordan bemerkt, „aus der babylonischen Architektur in der Folgezeit wieder vollständig verschwindet und nur in Elam fortlebt bis weit in die nachelamische Zeit hinein. Vielleicht dürfen wir gerade aus dieser Tatsache auf die Landfremdheit der Reliefs und auf ihre Herkunft aus dem Bergland schließen."

Bei den Fundstücken fällt eine schöne Stierfigur aus grauem Stein auf, deren doppelte Durchbohrung noch der Erklärung harrt. Jordan denkt an Verwendung an irgend einem Möbel oder Gerät.

Schließlich behandelt Dr. Albert Schott im letzten Abschnitt 31 Bauinschriften und veröffentlicht ferner zwei Texte, die er der IV. Tafel des Gilgamesch-Epos und der VII. Tafel des „Weltordnungsliedes" zuweist. —

Es ist angebracht, am Schluß dieser Ausführungen über die erste Nachkriegs-Kampagne in Warka, gewiß auch im Namen weiter Kreise des Auslandes, dem Gefühl der Genugtuung Ausdruck zu geben darüber, daß die langjährigen deutschen Ausgrabungen im Zweistromland, denen in vieler Hinsicht, was Durchführung und Veröffentlichung angeht, geradezu normsetzende Bedeutung zukommt, ihre würdige Fortsetzung finden. Daß die vor dem Kriege ausgebauten Methoden sich sogleich im ersten Jahr an einem neuen Objekte glänzend bewährt haben, darf die Ausgräber in ihrem schwierigen und verantwortungsvollen Unternehmen ermutigen. — Nunmehr sehen wir nach der Grabung des Winters 1929/30 der Veröffentlichung dieser Ergebnisse und ferner der weiteren Erschließung der tiefsten Schichten von Eanna mit erhöhter Spannung entgegen.

Chiera, Edward: **Excavations at Nuzi.** Conducted by the Semitic Museum and the Fogg Art Museum of Harvard University, with the Cooperation of the American School of Oriental Research at Bagdad. Vol. I: Texts of varied Contents. Cambridge: Harvard University Press 1929. (XIII S., 100 Taf.) 4^0 = Harvard Semitic Series Vol. V. 27 sh. 6 d. Bespr. von P. Koschaker, Leipzig.

Über die 1925 in Nuzi mit so großem Erfolg begonnenen Ausgrabungen des Semitic und Fogg Art Museum der Harvard University einerseits, der American School of Oriental Research in Bagdad andrerseits ist 1927 unter der Ägide der letzteren Anstalt, bearbeitet von Chiera, ein erster Band erschienen, den Schott in dieser Zeitschrift 1929 S. 853f. angezeigt hat. Parallel mit dieser Publikation eröffnet die Harvard University mit dem vorliegenden Bande eine zweite Serie mit 107 fast durchwegs vortrefflich erhaltenen und, wie man dies von Chiera nicht anders erwartet, hervorragend gut kopierten Stücken.

Wie die bisher veröffentlichten Urkunden stammen auch die neuen Stücke aus privaten Familienarchiven, und zu den bereits bekannten Familien des Našwa-Wullu in Arrapḫa (vertreten durch die Urkunden bei Gadd, RA 23, 50f.) und des Teḫip-tilla in Nuzi treten für diese Stadt noch zwei weitere hinzu, die des Qatiri — Akkuia und des Taiuki — Ilānu. Alle diese Familien können durch 3—4 Generationen verfolgt werden — die Stammbäume bei Chiera S. VIIf. können teils berichtigt, teils ergänzt werden — und gehören derselben Zeit an. Das ergeben nicht nur der Befund der Ausgrabungen, sondern auch Synchronismen, die namentlich durch dieselben Urkundenschreiber in den Akten der verschiedenen Familien sowie durch vorkommende öffentliche Funktionäre hergestellt werden. Durch die Folge der Generationen kann auch eine relative Chronologie der Urkunden, sowie der Schreiber, die zum Teil richtigen Schreiberdynastien angehören, gewonnen werden. Ich konnte auf diesem Wege etwa 80 relativ datierbare Schreiber zusammenbringen. Das ist um so wichtiger, als sonst die Urkunden keine Datierung haben. Für ihre absolute zeitliche Ansetzung ist von großer Bedeutung der von Speiser, Journ. of the Amer. Orient. Soc. 49, 270f. veröffentlichte Brief des Mitannikönigs Sauššatar an einen König von Arrapḫa. Da Sauššatar in das erste Viertel oder Drittel des 15. Jahrhunderts zu setzen ist, so sind die Texte älter, als man bisher überwiegend angenommen hat, und die von mir[1] bezüglich der Datierung gemachten Vorbehalte werden insofern bestätigt. Ich vermag aber keinen Grund einzusehen, mit Speiser l. c. in das 16. Jahrhundert hinauf zu gehen, möchte vielmehr

---

1) Neue keilschriftliche Rechtsurkunden aus der El-Amarna-Zeit 16f.

mit Rücksicht auf den Zeitraum von etwa 100 bis 120 Jahren, den die Texte umfassen, die wahrscheinliche Zerstörung Nuzis durch die Assyrer, die kaum vor Assur-uballiṭ geschah, etwa 1480—1360 vorläufig als den Zeitraum unserer Texte annehmen.

Während der erste Band der ersten Serie fast ausschließlich sogenannte Verkaufsadoptionen, d. h. in Gestalt der Adoption des Käufers durch den Verkäufer gekleidete Veräußerungen von Grundstücken[1] brachte, enthält der neue Band, wie schon sein Titel anzeigt, Urkunden verschiedener Art. So finden wir die aus den bisherigen Texten bekannten Verkaufsadoptionen (Nr. 55, 56, 61—64, 68), Verpfändungen (Sicherungsübereignungen: *t(d)id(t)ennūtu*): Nr. 12, 18, 22, 33, 38—41, 81—91. Meine (Neue Rechtsurk. 77f.) nach Landsberger gegebene Übersetzung und Deutung der in diesen Texten häufigen Schlußklausel: die Urkunde wurde *ina arki šūdūti* „nach öffentlicher Kundmachung" geschrieben, erhält eine wichtige Stütze durch Nr. 25, 24, wo dafür *ina arki andurāri* „nach Freimachung" steht. Denn wenn der Zweck des öffentlichen Angebots, wie ich annehme, darin bestand, das verkaufte Objekt von Rechten Dritter freizumachen, so erklärt sich dieser Wechsel des Ausdrucks ohne weiteres. Nicht minder spricht für *šūdūtu* = „Kundmachung" die unveröffentlichte Tafel H 339, wo — nach freundlicher Mitteilung Speisers — „*šūdūtu* occurs in the sense of a palace edict". Schwierig aber und noch der Untersuchung bedürftig ist das Vorkommen der Klausel bei Darlehen (Nr. 2, 15) und Quittungen (Nr. 5, 30). Recht zahlreich sind die Testamente (*šimtu*) vertreten (Nr. 70—74), mit deren Hilfe einige von Gadd veröffentlichte Texte desselben Inhalts ergänzt werden können. Meine (a. a. O. 64f.) Auffassung dieser „Testamente" als divisio parentum inter liberos bestätigt sich. Von Testierfreiheit ist keine Rede. Die Zuwendungen von Todeswegen überschreiten vielmehr nicht den Kreis der engeren Familie (Kinder, Ehefrau).

Interessant sind die Prozeßurkunden. Sie berichten in Form eines Protokolls über Verhandlung und Urteil (Nr. 43, 45, 47—50, 52, 53) oder nur über einen Ausschnitt aus dem Prozeß, z. B. einen Beweisbeschluß (Nr. 44) oder einen Vergleichsvorschlag der Richter (Nr. 46) und heißen dann *duppi taḫsisti*, etwa „pro memoria". Da sie die Reden der Parteien und Richter direkt wiedergeben, so sind sie ungemein anschaulich und lebendig. Vgl. z. B. Nr. 52: A treibt unbefugt sein Vieh auf die Weide des B; der Bruder des B wird, als er zur Viehpfändung schreitet, von A daran gehindert und durchgeprügelt. Einen Gewährenzug zeigt Nr. 53: der mütterliche Oheim einer Ehefrau verlangt sie vom Ehemann heraus — mit welchem Rechte, bleibt leider unklar —, dieser zieht auf seinen Schwiegervater als Gewähren, der in den Prozeß tritt und ihn anstelle seines Schwiegersohnes siegreich zu Ende führt. Von einer amtlichen Ladung berichtet Nr. 49. Als Ladungsboten erscheinen die *manzatuḫlu*, Delegierte des Gerichts, die sonst auch die Parteien zur Eidesleistung oder zum Ordal an die Eidesstätte begleiten (Nr. 27, 43). Ich vermute, daß *manzatuḫlu* das subaräische Äquivalent für den akkadischen *rabiṣu* ist, der — wenigstens nach altbabylonischen Urkunden zu urteilen — in ähnlicher Funktion auftritt. Bezeichnend für die wirtschaftlichen Verhältnisse ist, daß Bußen vom Gerichte in Geld fixiert, aber regelmäßig in Getreide oder Vieh umgerechnet werden (Nr. 47, 20; 52, 34). Die Gerichte sind, soweit wir sehen — ausgenommen das Gericht des Königs in Arrapḫa, über dessen Besetzung wir nichts wissen — , Kollegialgerichte. An ihrer Spitze steht in Nuzi nach einer von Chiera, Journ. of the Am. Orient. Soc. 47, 54 mitgeteilten Urkunde ein *ḫalzuḫlu*, m. E. der subaräische Ausdruck für *ḫazannu*, eine Gleichung, die übrigens bereits von Weber-Knudtzon, El-Amarna-Briefe II 1145, wo der *ḫalzuḫlu* schon vorkommt, vermutet wurde. Sie wird bestätigt durch Nr. 103, ein Schreiben eines königlichen Beamten an die Richter von Nuzi einerseits, einen Aḫli-pabu andrerseits, der als *ḫazannu* von Nuzi durch Nr. 67, 58; 96, 28 und CT II 21, 27 bezeugt ist.

Neben neuer Belehrung stehen freilich neue Rätsel. Sie betreffen namentlich familienrechtliche Verhältnisse, zu deren Bezeichnung vielfach noch unerklärte subaräische Wörter verwendet werden. So weiß ich nicht, was es bedeutet, wenn eine Ehefrau von ihrem Manne ihre Tochter *ana hušakaši* und damit eine gewisse Gewalt über sie erhält (Nr. 11), wenn ein Mädchen einem anderen zur Tochterschaft und *maqannūtu* gegeben wird (Nr. 17), ebenso wie ich es nicht zu erklären vermag, warum derselbe Mann dasselbe Mädchen in Nr. 25 zur Ehefrau, in Nr. 69 zur Schwester erhält. In anderen Fällen gestattet der Zusammenhang ein subaräisches Wort zu deuten. So ist *artartinnūtu*, *artartentu* in Nr. 36, 4; 95, 5 „Verarbeitung" (Werkvertrag), eine Bildung — subaräisches Stammwort mit akkadischer Femininendung —, die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob man *tidennūtu* = Verpfändung unbedingt aus dem Akkadischen erklären muß.

Diese Andeutungen, die dem reichen Inhalte des Bandes nicht entfernt gerecht werden, müssen hier genügen. Die Urkunden aus Arrapḫa haben — das hängt mit ihrer Provenienz zusammen — uns bisher ganz überwiegend privatrechtliches Material geliefert. Was uns noch fehlt, sind Quellen zur Erkenntnis der staatsrechtlichen und sozialen Verhältnisse. Immerhin ist in Umrissen einiges schon erkennbar. So wissen wir aus dem eingangs genannten Sauššatarbrief, daß der König von Arrapḫa unter der Oberherrschaft des Mitannireichs stand, wohl als Kleinkönig. Denn, wie mir Speiser mitteilt, ist ein zweites Königtum für die Stadt Turša nachweisbar. Von Arrapḫa ist Nuzi unter einem *ḫalzuḫlu* (*ḫazannu*) abhängig, der an der Spitze der Stadtverwaltung mit eigener Gerichtsbarkeit steht. Doch kann der König, wie uns Nr. 103 belehrt, Prozesse an sich ziehen.

Indessen ist zu hoffen, daß unser Interesse für diese Beziehungen in absehbarer Zeit befriedigt werden wird. Denn die neueren Ausgrabungen[1] haben in Nuzi auch den Tell in Angriff genommen, wo der Sitz der öffentlichen Verwaltung war. Dieses Material wird von um so größerer Bedeutung sein, als Arrapḫa-Nuzi

1) Das Nähere Neue Rechtsurk. 52f. Die Bedenken Schotts, OLZ 1929 S. 854f. kann ich hier nicht zerstreuen.

1) Vgl. Barton, Chiera, D. G. Lyon, Pfeiffer im Bulletin of the American schools of oriental research 30, 1f., 32, 15f., 33, 11f., 34, 2f.

ein Punkt ist, von dem aus wir Zugang zu dem Mitannireich und zur Erforschung seiner politischen und sozialen Verhältnisse gewinnen können. Die Amerikaner sind hier auf eine Erzader gestoßen, die zur Geschichte des alten Orients im zweiten Jahrtausend v. Chr. ein Material liefert, dessen Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Wir werden den weiteren Ausgrabungen und Publikationen mit größtem Interesse entgegen sehen dürfen.

Cuq, Édouard: **Études sur le Droit Babylonien, les Lois Assyriennes et les Lois Hittites.** Paris: Paul Geuthner 1929. (VIII, 522 S.). gr. 8°. 150 fr. Bespr. von Marian San Nicolò, Prag.

Der bekannte französische Romanist, der sich große Verdienste um die Rechtsgeschichte im Bereiche der keilschriftlichen Rechtsquellen erworben hat, vereinigt hier seine seit 1909 hauptsächlich in der Nouvelle Revue histor. de droit français et étranger und in der Revue d'Assyriologie erschienenen Arbeiten assyriologischen Inhaltes zu einem stattlichen Bande, den er Scheil zum 70. Geburtstag widmet. Die gesammelten Abhandlungen sind nicht nur systematisch gegliedert und verarbeitet, sondern durch Verwertung der inzwischen veröffentlichten Quellen und Literatur zum größten Teil auch auf den neuesten Stand der Forschung gebracht worden. Sie haben, mit Ausnahme der drei letzten, das babylonische Recht vornehmlich der Ḫammurapi-Dynastie zum Gegenstande.

Nach einem orientierenden Überblick über die Quellen werden der Reihe nach die meisten Materien des altbabylonischen Privatrechtes behandelt, um mit einer eingehenden Darstellung der Gerichtsorganisation und des Prozeßverfahrens zu schließen. Hier, sowie beim Pfandrecht und bei der Bürgschaft, wird auch das Recht der neubabylonischen Periode an Hand der älteren aus den Arbeiten von Kohler und Peiser bekannten Urkunden ausführlich untersucht. Ein selbständiger Abschnitt befaßt sich mit den Kudurru und der Entwicklung des Privateigentums in Babylonien, ein anderer ist den in die Lücke der Stele fallenden neuen Fragmenten des Kodex Ḫammurapi gewidmet. Auf das babylonische Recht folgen dann in erweiterter Gestalt die drei letzten Aufsätze des Verf. über das mittelassyrische Rechtsbuch, die hethitische Rechtssammlung und die von Gadd 1926 veröffentlichten Tontafeln aus Arraphа und Umgebung.

Da ich hier auf eine Einzelbesprechung der den Fachleuten schon bekannten Aufsätze nicht einzugehen brauche, will ich nur hervorheben, daß die Darstellung Cuqs sich überall durch Berücksichtigung der wirtschaftlichen Elemente im Rechte und durch die Heranziehung von zahlreichen Parallelerscheinungen aus den anderen antiken Rechtskreisen auszeichnet. Außerdem sind die häufigen geographischen, historischen und kulturgeschichtlichen Ausblicke zweifellos geeignet, dem Fernerstehenden das Einarbeiten in die komplexen Rechtsverhältnisse des vorderasiatischen Altertums in den von den Keilschrifturkunden vertretenen Rechtskreisen wesentlich zu erleichtern. Trotz der nicht seltenen Mißverständnisse und Irrtümer, die vielleicht darauf zurückzuführen sind, daß der Verf. nicht immer in der Lage gewesen ist, unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen, ist die vorliegende Sammlung eine sehr willkommene und wertvolle Bereicherung unserer rechtsgeschichtlichen Literatur, und die Rechtshistoriker werden Cuq sowohl für die Neubearbeitung als auch dafür sehr zu Dank verpflichtet sein, daß er ihnen seine nicht immer leicht zugänglichen Arbeiten nunmehr in einer so gefälligen Form vorlegt.

Budge, Ernest Wallis, and C. J. **Gadd: The Babylonian Story of the Deluge and the Epic of Gilgamish.** With an Account of the Royal Libraries of Nineveh. London: British Museum 1929. (57 S.) gr. 8°. 1 sh. 6 d. Bespr. von P. M. Witzel, Jerusalem.

Das reich illustrierte Heftchen war ursprünglich von Ernest Wallis Budge geschrieben und ist von C. J. Gadd auf den heutigen Stand der Wissenschaft gebracht worden. Entsprechend seinem mehr populären Zweck informiert es zunächst kurz über die Auffindung von Keilschrifttafeln zu Ninive durch Layard, Rassam und Smith und über alles Wissenswerte bezüglich Ruinen, Bibliotheken-Funde, namentlich der Assurbanipals, Eigentümlichkeiten der Keilschrifttafeln (besonders ausführlich über die „Colophons"), um S. 24f. über George Smiths Entdeckung des Gilgamesch-Epos und der Sintflut-Erzählung zu berichten. Von S. 25 an wird im allgemeinen über „The Legend of the Deluge in Babylonia" gehandelt, S. 28f. der Sintflutbericht des Berossus gegeben. Mit S. 30 beginnt die Wiedergabe des babylonischen Sintflutberichtes und der sich anschließenden Ereignisse, wie es „Uta-Napischtim" dem Gilgamesch erzählte. Der (nicht besonders markierte) zweite Teil gibt eine Inhaltsangabe des Gilgamesch-Epos und seiner einzelnen Tafeln, soweit der Inhalt verständlich ist oder doch mehr oder weniger erschlossen werden kann (S. 41—56). Angeschlossen ist eine Zusammenstellung der von dem Britischen Museum veranstalteten Veröffentlichungen von Keilschrifttexten aus den Ruinen Ninives (S. 57).

Das Werkchen verzichtet, seinem Zwecke entsprechend, auf allen wissenschaftlichen Apparat. Einige der wenigen Anmerkungen wären vielleicht besser, wenigstens in dieser Fassung, auch noch weggeblieben; ich denke speziell an die Bemerkungen zu Igigi und Anunnaki, die als „The star-gods of the northern heaven" resp. „of the southern sky" erklärt werden. — Da das Heft reich mit Abbildungen von Keilschrifttafeln und -Zylindern, auch mit Wiedergaben von Seiten aus Textpublikationen illustriert ist, hat der Laie Gelegenheit genug, sich eine Vor-

stellung von der babylonischen Schrift zu machen. So ist nicht recht einzusehen, warum zahlreichen Namen, ja sogar einem ganzen Satze der Übersetzung (S. 14), der Keilschrifttext beigegeben wurde: damit weiß der Laie, zumal eine entsprechende Transkription fehlt, doch nichts anzufangen. — Irreführend für den Fernstehenden, der nicht sehr genau zusieht, ist gewiß die Wiedergabe des Taylor-Prismas unmittelbar unter der fetten Seitenüberschrift „The babylonian story of the deluge" (S. 4), zumal gleich nebenan unter der Seitenüberschrift „Historical Prism from Nabi Yûnis" (mit denselben Lettern) das entsprechende Prisma abgebildet ist. Man muß doch damit rechnen, daß derartige Museumspublikationen von vielen gekauft und oberflächlich angesehen, aber nur von wenigen genauer durchgelesen werden.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum.

Bodenheimer, Dr. Friedrich Simon, und Dr. Oskar **Theodor: Ergebnisse der Sinai-Expedition 1927** der hebräischen Universität Jerusalem. Leipzig: J. C. Hinrichs 1929. (VIII, 143 S., 60 Abb. im Text u. auf 24 Taf.) 8°. RM 12 —. Bespr. von Max Löhr, Königsberg.

Die hebräische Universität Jerusalem hat 1927 eine wissenschaftliche Expedition ausgeschickt, welche u. a. das Problem des Tamariskenmannas des Sinai untersucht hat. Der vorliegende Bericht darüber ist reich an interessanten, nicht nur naturwissenschaftlichen Einzelheiten. Er kommt zu dem Resultat, daß dieses Manna hauptsächlich das Exkret zweier Cocciden, in geringerem Grade auch das zweier anderer Homopteren ist, und daß dieses höchstwahrscheinlich mit dem biblischen Manna identisch ist. Die Mannaflechte kommt für das biblische Manna keinesfalls in Betracht.

Astley, H. J. D.: **Biblical Anthropology,** compared with and illustrated by the Folklore of Europe and the Customs of Primitive Peoples. London: Oxford University Press 1929. (IX, 262 S.) 8°. 12 s. 6 d. Bespr. von Max Löhr, Königsberg.

In diesem als biblical Anthropology bezeichneten Bande sind in der Hauptsache eine Reihe von Aufsätzen, die in englischen Zeitschriften erschienen sind, vereinigt. Nur 5 von den 21 Abhandlungen sind neu. Ein Teil von ihnen bezieht sich speziell auf das A. T., wie Animism in the Folk-Stories of the O. T., Totemism in the O. T., Surivals of Primitive Cults in the O. T., Womens Fashions in Jerusalem, a Study on the origin of the Sabbath. Das N. T. betrifft Survivals in the N. T. Sonst finden sich noch zwei Aufsätze über das Hakenkreuz, zwei über religiöse Tänze, zwei über Baum- und Steinkult und einiges andere. Was besonders das A. T. angeht, so sind die Leitsterne des Verf.s bei seinen Erklärungen natürlich Männer wie Andrew Lang und seine Arbeiten, E. B. Tylors Primitive Culture und vor allem J. G. Frazer, dessen Folk-Lore in the O. T. ein ganzes Kapitel gewidmet ist. So kann man sich nicht wundern, daß der Animismus für den Schlüssel erklärt wird, der das Geheimnis der ältesten religionsgeschichtlichen Erscheinungen auch in Israel aufschließt. Neues wird nicht geboten. Es mag sein, daß in weit zurückliegender Zeit die Vorfahren des späteren Volkes Israel die soziale Institution des Totemismus gekannt haben, und niemand wird leugnen, daß animistische und dynamistische Vorstellungen bei Israel bis in die historische Zeit hineinragen. Im übrigen aber sind die israelitischen Stämme schon in der frühesten Zeit, über die das A. T. von ihnen berichtet, über die primitiven Zustände und Anschauungen der Australier und Indianer hinaus. Was der Verf. an mythologischen Elementen in den Psalmen findet, sind doch im Sinne der Psalmisten nur noch bildliche Ausdrücke. Immerhin muß man die umfangreichen Kenntnisse und die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit des Verf.s ebenso wie seine hier und da hervortretende ehrenwerte Persönlichkeit anerkennen.

Gábor, Ignaz: **Der hebräische Urrhythmus.** Gießen: A. Töpelmann 1929. (31 S.) gr. 8° = Beihefte zur Zeitschr. f. d. Alttestamentl. Wissenschaft 52. RM 1.80. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Die kleine anregende Untersuchung behandelt die Frage nach dem Wert und der Bedeutung der Alliteration für den hebräischen Rhythmus. Ausgehend von seinen Arbeiten auf dem Gebiet der ungarischen Verslehre gibt der Herr Verfasser der Überzeugung Raum, daß wie im Germanischen und im Ungarischen, ebenso auch ursprünglich im hebr. Rhythmus „die Alliteration ein wesentliches Element der Verstechnik" (S. 4) gewesen sei. Das werde deutlich durch das äußerst häufige Vorkommen der Alliteration im Hebräischen, wofür Gábor aus seiner Materialsammlung eine reiche Auswahl bietet. Sie ist geordnet nach folgenden (der germanischen Alliteration entnommenen) Gesichtspunkten: a) durch Stabreim gebundene, festgeprägte, formelhafte Ausdrücke (S. 5—15), b) Verbindung des Verbums mit einem stammverwandten Objekt oder mit seinem Infinitiv, wozu dann häufig ein drittes stammfremdes stabreimendes Wort hinzukommt (S. 14—15), c) Alliteration althebr. Eigennamen, wofür es bei den spärlichen Überresten hebräischer Urpoesie kaum Beispiele gibt (S. 15f.); um so größer aber ist d) die Zahl alliterierender Sprichwörter (S. 16—19). Wenn diese bei Jes. Sirach fehlen, so ist das nach Gábor ein Zeichen, daß „zu dieser Zeit die ursprünglich so kräftige Alliterationspoesie schon im Absterben war" (S. 19.) Ergibt sich aus dem vorgelegten Material, „daß die Alliteration in der hebr. Urpoesie ein integrierender Bestandteil der poetischen Form war" (S. 21), so ist in einem zweiten Teil (S. 21—25) der Frage des gegenseitigen Verhältnisses von Alliteration und Akzent nachzugehen. Dem Wesen des Stabreims entspricht, daß er die rhythmischen Akzente hervorheben und verstärken soll. Dem steht aber schroff gegenüber die masoretische Betonung und die allgemeine Annahme eines anapästisierenden

Rhythmus im Hebräischen, durch dessen Akzentsetzung die gewollten, „auf den stärksten rhetorischen Effekt berechneten Alliterationen" (S. 23) einfach unterdrückt werden; man vgl. etwa Jes. 17, 2 oder Nahum 1,10. Unter Hinweis auf eine lateinische Analogie (Cato, De re rustica):

utique fruges frumenta vineta virgultaque
pastores pecuaque salva servassis

und unter Berufung auf das Vorkommen doppelt betonter („mehrsilbiger" ist wohl ein Irrtum) Wörter im Hebräischen spitzt Gábor seine interessanten, auf sorgfältiger Beobachtung ruhenden Ausführungen zu der Hypothese eines Urakzents auf der ersten Stammsilbe. Daß freilich in Wirklichkeit die Dinge viel komplizierter liegen, als G. annimmt, darauf hat schon mit Recht der Herausgeber der ZAW, Prof. Hempel, auf S. 24 anmerkungsweise hingewiesen.

Cripps, Rich. S.: **A critical and exegetical Commentary on the Book of Amos.** The Text of the revised Version edited with Introduction, Notes and Excurses, with an Foreword by Canon R. H. Kenneth. London: Society for Promoting Christian Knowledge 1929. (XVIII, 365 S.) 8°. 15 sh. Bespr. von Joh. Hempel, Göttingen.

Ein neuer Kommentar, dazu bestimmt, für den englischen Theologen den Ertrag der exegetischen und religionsgeschichtlichen Arbeit sowie der archäologischen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte fruchtbar zu machen, vor allem den Propheten in den Strom der orientalischen Prophetie überhaupt hineinzustellen. Das geschieht in vorsichtig abwägender Weise so, daß das assyrische und ägyptische Material in verdienstlicher Weise dargeboten wird, daß auch für die Phraseologie Berührungen mit dem Auslande zugestanden und für die Einzelerklärung fruchtbar gemacht werden, daß aber inhaltlich eine Beeinflussung der israelitischen Prophetie (zum mindesten eine bewußte) oder die Übernahme eines festen (eschatologischen) Schemas bestritten werden.

Über die bisherige Forschung hinaus ist C. nicht weit gelangt. Vor allem in der stilistischen Analyse des Buches, für die ihm Ballas Programm von 1926 entgangen ist, oder in der religionspsychologischen Durchdringung bedeutet sein Werk keinen Einschnitt in der Forschung, wie ihm auch, sicher gegen seinen Willen, gelegentlich wichtige Beiträge unbekannt geblieben sind, etwa Buddes Textbearbeitung im Journal of Biblical Literature 1928, 46ff., 1925, 63ff., oder Causse, Les Prophetes d'Israel et les religions de l'Orient, 1913. Leider muß ich aber auch die am selbständigsten durchgeführte These des Buches ablehnen, die (von Hogg auf dem 3. Religionshistorikerkongreß einmal kurz angedeutete, Transactions I, 325ff.) Spätdatierung der Tätigkeit des Amos in die Jahre 742—41, um derentwillen der Tod Jerobeams II soweit herabgedrückt werden muß. Die neuesten chronologischen Arbeiten, sowohl Begrich als Hänsler, lassen daran ja keinen Zweifel, daß der Herbst 747 das späteste Datum für den Tod des Königs ist. Damit aber wird die Begründung des Auftretens des Amos mit der durch Tiglatpileser akut gewordenen assyrischen Gefahr hinfällig und die von C. in die zweite Linie geschobenen Drohungen mit Naturkatastrophen treten stärker hervor, so daß C.'s Argumentation gegen eine vor Amos liegende innerisraelitische „Eschatologie" (p. 633) ihrerseits unsicher wird. Gleichwohl wird der Kommentar in seiner weitgespannten Gelehrsamkeit und seiner ruhigen Sachlichkeit den Lesern, für die er bestimmt ist, eine brauchbare Anleitung zum Verständnis des Propheten vermitteln können.

Odeberg, Hugo: **Qohaelaeth.** A Commentary on the Book of Ecclesiastes. Uppsala und Stockholm: Almqvist & Wicksells 1929. (128 S.) 8°. kr. 2.50. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Ein anspruchsloser kleiner Kommentar zu Qohelet, der in vielem sich auf Podechard, L'Ecclésiaste (1912) bezieht, ohne aber dessen (durch Siegfried, Prediger und Hoheslied 1898 beeinflußte) Analyse sich zu eigen zu machen. Die Hauptpunkte der Einteilung sind (wenn auch in anderer Reihenfolge) die üblichen: Einzelerklärung, Einleitungsfragen, Übersetzung, Literaturnachweis. Der Grundgedanke von Qoh ist nach Odeberg das Thema vom „besseren Leben", wofür „we are actually able to state a certain progressive development" (S. 79). Das Buch bildet eine Einheit; spätere Zufügungen sind 7, 19; 9, 17 — 10, 4, 8—13; 11, 8b — 12, 7 und der Epilog 12,8—14. Die Übersetzung ist leider nicht stichisch abgesetzt; auch hätte die schriftstellerische Form besser gewürdigt werden sollen. Über die Beziehungen zu Ägypten und Babylonien wird nicht gehandelt; auch nicht bei 9, 7—9. Ergänzend verweisen wir noch auf A. Causse, Sagesse égyptienne et sagesse juive (Revue d'histoire et de philosophie religieuses IX 1929). Abgesehen von diesen Ausstellungen bietet Odeberg bei aller Kürze eine gute Einführung in das Buch Qoh und seine Gedankenwelt.

Adler, Maximilian: **Studien zu Philon von Alexandreia.** Breslau: M. & H. Marcus 1929. (VII, 101 S.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von Fritz Heichelheim, Gießen.

Vorliegende Schrift[1] sucht mit gediegener klassisch-philologischer Methode und durch sorgfältige Analyse eine Entwicklung in der allegorischen Technik der Genesisinterpretation des Philon nachzuweisen. Das äußerlich einigermaßen geschlossen erscheinende Lebens-

1) Für philologische Fragen im engeren Sinn vgl. die Besprechung Philol. Wochenschr. (1930) Nr. 29 Sp. 865ff. (Stählin).

werk des jüdischen Philosophen beginnt, sich so in chronologisch bestimmte Reihen aufzulösen. Es ergibt sich, daß sich Philon immer stärker von seinem ursprünglichen Ziele, der reinen Interpretation einzelner Bibelverse, entfernt und schließlich die Einzelverse des öfteren nur zum äußeren Anlaß für erheblich umfangreichere Abhandlungen über Probleme werden, die dem Verf. wichtig sind. Für die Einordnung Philons in die beiden Geisteswelten, in denen er gleichzeitig, fast tragisch, Bürgerrecht zu beanspruchen sucht, in die jüdisch-religiöse und in die hellenistisch-philosophische, ist das außerordentlich treffende Urteil des Verf.s S. 67 bezeichnend: „Der Charakter, den uns Philon in Einzelheiten als Schriftsteller enthüllt hat, war eine zwiespältige Einheit; er liebt zugleich den Parallelismus und die Variatio, er ist zugleich Analogist und Anomalist. In ihm koexistieren die Gegensätze in heraklitischer Art und darin ist seine Schriftstellerei ein wahrer Ausdruck seiner Kompromißnatur, wie sie sich uns auch in seiner Philosophie darstellt." Philon steht an der Grenze zwischen zwei normenden, weltumfassenden Gedankenkreisen. Daß ihm hier ein für die Zukunft wirksames Werk gelang, zeugt von der Kraft seiner schöpferischen Persönlichkeit. Daß er weder in die Reihe der eigentlich jüdischen, noch in die der eigentlich hellenischen Denker ganz einzuordnen ist, mindert diese Größe nicht. Aber die Zwiespältigkeit, ja der weltanschauliche Riß, der uns oft aus seinen Darlegungen immanent erkennbar zu werden scheint, sind für den Historiker ein sehr bezeichnendes Symptom für die historisch so fruchtbare, aber auf die Dauer kaum haltbare Geisteslage des alexandrinischen Judentums seiner Zeit.

Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart. V. Bd.: Cahan—Draguignan. Berlin: Eschkol A.-G. 1929. (XXII, 1214 Sp.) 4°. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Von wichtigeren Artikeln des neuen Bandes sind zu nennen: Chasaren, Chassidismus, Cherem, Christentum, Cohen (Hermann), Crescas, Deutschland, Dezisoren, Disputationen. Der 93 Spalten umfassende Artikel Deutschland zerfällt in folgende Abschnitte: I. Geschichte (Elbogen); II. Gegenwart (J. Meisl); III. Statistik (W. Hanauer); IV. Juden in der deutschen Kultur. Letzterer Abschnitt hat wieder die Unterabteilungen: Geisteswissenschaften (W. Benjamin), Dichtung (ders.), Rechtswissenschaft und Justiz (M. Kollenscher), Naturwissenschaften und Technik (Fritz Kahn), Kunst (Karl Schwarz), Musik (Alfred Einstein), Politik (Ernst Feder), Wirtschaft (Kurt Zielenziger). Auf Grund zahlreicher Stichproben fand Ref. sowohl die Artikel als auch die bibliographischen Angaben meist unbedingt zuverlässig. Nachstehend seien nur einige Ergänzungen und Berichtigungen gegeben.

314 Z. 3 fehlt der Hinweis darauf, daß Charisis Übersetzung des More Nebuchim schon die Vorlage der mittelalterlichen lateinischen Übersetzung des Werkes war und daß die 1520 in Paris erschienene nicht vom Herausgeber Giustiniani herrührt, sondern nur ein schlechter Abdruck der alten Übersetzung ist, vgl. Joseph Perles, Die in einer Münchener Handschrift aufgefundene erste lateinische Übersetzung des Maimonidischen Führers. Breslau 1875 (S. A. aus MGWJ XXIV). — 567 oben s. v. „Chronik" ist in der Literatur nachzutragen: Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden. Kap. 2. — 584 Z. 15 v. u. lies Quiescentes. — 733 Z. 7 lies كَحَنْ. — 754 fehlt in der Bibliographie zur Damaskusschrift die Angabe, daß Adolf Büchler der Verfasser des JQR New Ser. III 429 ff. erschienenen Artikels ist. — 797 s. v. „Daphne bei Antiochien" fehlt Hinweis auf Winckler, Altorientalische Forschungen XIV (II. Reiche, Bd. III, Heft 1) 408ff. und auf A. Marx, Zur Golah von Daphne, OLZ IV, 233ff. — 879 Z. 13 lies Jannai. — 890 Z. 5 v. u. lies Schirwindt. — 1024 Z. 27 v. u. lies Zeitschrift für Völkerpsychologie.

Rengstorf, Lic. Karl Heinrich: **Jebamot.** (Von der Schwagerehe.) Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang. Gießen: Alfred Töpelmann 1929. (XI, 272 S.) gr. 8° = Die Mischna. III. Seder. Naschim, 1. Traktat. RM 27.50. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Man hat es hier mit einer Erstlingsarbeit auf rabbinischem Gebiet zu tun. Offenbar — R. sagt darüber nichts — hat sie zunächst als neutestamentliche Lic.-Arbeit in Tübingen Verwendung gefunden. Ist das der Fall, so ist die Tatsache, daß die Bearbeitung eines Mischnatraktates heutzutage so verwendet werden kann, ein sehr erfreuliches Zeichen für den Fortschritt der neutestamentlichen Wissenschaft. Wie R. im Vorwort sagt, hat er zunächst den für ihn als Anfänger ja sehr zweckmäßigen Weg eingeschlagen, sich in Leipzig bei dem Leiter der spätjüdischen Abteilung des alttestamentlichen Seminars, dem Lektor und Privatdozenten Dr. Gulkowitsch, in den Traktat erstmalig einzuarbeiten. Außerdem haben ihm Dalman, G. Kittel und die Herausgeber der Gießener Mischna zur Seite gestanden. Vor allem aber hatte er auch die Bearbeitung des Traktates von Petuchowski zur Hand, ohne die er eine noch viel größere Mühe gehabt hätte. Es fällt nun dem Leser der Arbeit R.s folgendes auf: S. 34* der Einleitung betont R., wo man das nicht erwartet, seine Unabhängigkeit von Leipoldt, S. 21* dasselbe in seinem Verhältnis zu Jirku. Man stutzt und fragt sich, was das bedeuten soll. Da fällt denn weiter auf: Was Dalman oder die Herausgeber der Gießener Mischna beigetragen haben, macht R. namhaft. Über Dr. Gulkowitschs Mitarbeit aber sucht man auffälligerweise bei R. Einzelnachweise vergeblich. Er bemerkt hierzu nur im Vorwort, daß er von G. „mehrfach mündlich beraten sei" und von G. „später einige

Auskünfte über schwierige Fragen der Halakha" erhalten habe. Danach ist man darauf gespannt, welche Fragen das denn sind. Aber man erfährt das von R. merkwürdigerweise nicht. G. hat R., wie mir G. gesagt hat, vor allem auch die bisher nur in Schreibmaschinenschrift zugängliche, in G.s Institut hergestellte juristische Diss. von A. Voigtländer: Der israelitische Levirat, 1925, zugänglich gemacht. Diese Arbeit war für R. für seine sehr breit und umständlich geschriebene Einleitung — er ist auch sonst in seiner Arbeit sehr wortreich — von besonderer Bedeutung. R. weist zwar gelegentlich auf sie hin, aus seiner Arbeit aber sieht man nur dann, was er an ihr an Literatur und sonst gehabt hat, wenn man diese Diss. kennt. Jeder, der R.s Arbeit studiert, wird zudem bald erkennen, daß er gut tut, die von R. nur ganz gelegentlich genannte Übersetzung von Petuchowski zu vergleichen. Nach dieser wird ihm vieles klarer werden als bei R. Aus alledem gewinnt man zu seiner eigenen Überraschung den deutlichen Eindruck, daß R. mit voller Bewußtheit darüber hat wachen wollen, daß der Leser einen möglichst großen Eindruck von R.s Selbständigkeit und der sich hier anscheinend aussprechenden großen Gelehrsamkeit auf rabbinischem Gebiet und auf sonstigen Gebieten bekommt. Und dabei liegt doch die Sache so, daß das niemand unter den Sachkundigen von einem Nichtjuden und Anfänger auf diesem schwierigen Gebiet verlangt. Glücklicherweise ist es ja jetzt außerdem so, daß man als Nichtjude — besonders wenn man wie R. den betreffenden Traktat in der Bearbeitung der Berliner Mischna zur Verfügung hat und die sonstigen vorhandenen Übersetzungen der rabbinischen Schriften benutzen kann — viel leichter als früher in einen Mischnatraktat einzudringen vermag. Gewiß ist auch das dann noch für den Nichtjuden eine mühsame Arbeit, aber man kann sich doch wenigstens des Elementaren bemächtigen.

Für den Neutestamentler fällt dabei vieles Grundlegende ab. Nachweise in dieser Richtung möge man bei R. nachlesen. An der Zeit aber wäre es gewesen, wenn R. die über das elementare Wortverständnis hinausgehende, allerdings entsagungsvolle — er braucht dieses Wort gern —, aber für die neutestamentliche Wissenschaft besonders nötige Arbeit geleistet hätte — er streift sie nur und verweist in dieser Richtung auf Albeck und Zuckermandel —, nämlich das form- und traditionsgeschichtliche und das synoptische Problem eines solchen Traktates in Angriff zu nehmen. Dann wäre auch R.s Übersetzung dem Original genauer angeglichen worden — das ist ohne Schaden für den deutschen Ausdruck durchaus möglich —, und R. hätte dann allerlei Ungleichheiten vermieden. Bald bewegt sich seine Übersetzung freier, bald gibt sie das Original genauer. Bei Pet. ist die Übersetzung einheitlich so, daß stets ein guter deutscher Ausdruck angestrebt wird. Nach R.s Arbeit fängt also die eigentliche Arbeit an dem Traktat nach Form und Inhalt — die allerdings rabbinische Gelehrsamkeit nun wirklich verlangt — erst an. Für den Nichtjuden ist das sehr schwierig.

An Einzelheiten ist mir aufgefallen — ich gebe einige Stichproben —: Für die Einleitung R.s möchte ich zu dem, was er über die Abstrakta auf ות sagt, darauf verweisen, daß hierüber eine Monographie von Dr. G. in Bälde erscheinen wird. Nach dieser ist mir das, was R. zu Bar b. Jeb 52b sagt, wo er יבמות vokalisieren will: יְבָמוֹת, sehr zweifelhaft. — Zu dem, was R. S. 28* über Josephus Ant. IV, 8, 23 sagt, wo er behauptet, daß es dem Jos. auf die praktische Geltung des Gesetzes der Schwagerehe nicht ankomme, möchte ich nur den Wortlaut dessen zitieren, was Jos. hier sagt: „So wird es gehalten zum Nutzen des Staates, da so die Familien nicht aussterben, das Vermögen in der Verwandtschaft bleibt und die Lage der Frau durch Heirat mit dem nächsten Verwandten des verstorbenen Gatten erleichtert wird." — Wenn R. S. 29* behauptet, daß XII Patr. Sebulon 3 eine „allegorische" Deutung zu finden sei, so habe ich hier von „Allegorie" nichts finden können. — Für Jub 42 lies 41. In der gesamten Arbeit R.s sind ungefähr ein Dutzend Druckfehler — sowohl im Deutschen als auch im Hebräischen, besonders im Hebräischen — stehengeblieben. Ein Fehler gegen die hebräische Grammatik findet sich S. 136 zu XI, 1d. — Eigenartiges Deutsch liest man S. 28, Anm. 3, besonders S. 208 zu XVI, 6a. — Für „versiegelt" lies II, 9a „besiegelt" oder „unterzeichnet". — Mehrfach behauptet R., daß mit מעשה in der Regel haggadische Stücke eingeleitet würden. Das ist nach meiner reichhaltigen Sammlung solcher Stücke nicht richtig. R. macht diese Bemerkung sogar S. 156 XII, 5b, obwohl hier deutlich ein juristischer casus vorliegt. Der Unterschied zwischen halakhisch und haggadisch scheint ihm also nicht deutlich zu sein. מעשה bedeutet zudem nicht „Sache", wie hier R. — nach Pet. — schreibt, sondern Vorfall, Ereignis. Die Übersetzung von מעשה in seinen verschiedenen Verbindungen mit „es geschah, daß" ist sehr ungenau. — VI, 4f. ist ungenau übersetzt, die Anm. 2 undeutlich. — In VI, 6d handelt es sich sicherlich — nicht nur „wohl" — um eine absichtliche Entstellung des heiligen Gottesnamens, die zudem ganz bekannt ist. — S. 124 steht im Text בית דין, während Übersetzung und Anmerkung von dem Fehlen dieser Worte handelt. Im textkritischen Anhang ist davon nichts erwähnt. — Zur Anm. 3 zu XI, 1b vgl. das Genauere bei Pet. — XI, 1c soll nach R. הוא Kopula sein. Das ist hier ganz unmöglich. Es handelt sich wohl um einen Schreibfehler bei N. — S. 203 übersetzt R. falsch „innerhalb von 3 Tagen". Er hat sichtlich das „binnen" bei Pet. im Auge, das aber etwas anderes bedeutet. Zu „innerhalb" ist XIII, 12c zu vergleichen. — Mehrfach sind R.s Anmerkungen sehr primitiv, so S. 202, wozu außerdem zu bemerken ist, daß im Mischnahebräischen nur der Plural von כלי „Gewand" bedeutet. — Wenn R. mehrfach von „Sentenzen" der Rabbinen redet, auch wo halakhische Entscheidungen gemeint sind, so ist das ein miß-

verständlicher Sprachgebrauch. — S. 201 befürwortet R. für אסורה die Übersetzung „gebunden", übersetzt aber dann bald darauf selbst „verboten". Das Passiv kann man am besten mit „unter Verbot stehen" übersetzen. — Für die Beziehungen R.s zu Pet. seien noch einige Nachweise gegeben, bei denen ich nebenher noch einige andere Anstöße namhaft mache: Oft findet man bei R. genau denselben Ausdruck wie bei Pet., z. B. XVI, 7d, wo eine genauere Übersetzung nahegelegen hätte. An derselben Stelle fehlt die Sperrung bei „eines". — XVI, 7g wird nach Pet. deutlich, bei R. aber nicht, obwohl man aus R.s Anm. das Richtige erkennen kann, wenn man Pet. heranzieht. — S. 206 ist in XVI, 5b ein דין ausgefallen. — S. 207 ist „ein männlicher Israelit" ungeschickt. — XV, 10a versteht man auch nach der Anm. R.s nicht, während man den Text nach Pet. leicht verstehen kann. — Hätte R. doch zu XI, 5a Pet. genauer verglichen! Er hat hier sichtlich Pet. mißverstanden. Am Ende des Stückes fehlt eine Erläuterung. Bei Pet. findet man das alles, zuverlässig und richtig. — Ich gehe vom Schluß der Arbeit R.s zu ihrem Anfang zurück und mache auch da einige Stichproben: S. 9 in I, 3 gehört die Anm. 2 zu „jene". Die Worte „weil sie andere heiraten dürfen" bedürfen einer Erläuterung, die bei R. fehlt. Er verweist auf Maim., gibt aber selbst keine Begründung. Hier muß man wieder Pet. nachlesen, wenn man den Text verstehen will. — Besonders deutlich verrät R. unabsichtlich — entgegen seiner sonstigen Bewußtheit — seine Abhängigkeit von Pet. in I, 4c. Hier übersetzt er zunächst „läßt sich nicht abhalten" und dann — nach Pet. — denselben Ausdruck mit „tragen kein Bedenken". — Am Schluß dieses Abschnittes ist „als rein zu benutzen" falsch, während die Anm. nach Bartenora das Richtige hat. — II, 5b wird bei Pet. sofort klar, nach R. aber nicht. — Dasselbe gilt von II, 10a. So wird jeder Leser der Arbeit R.s gut tun, immer Pet. zu vergleichen, wenn er R. verstehen will. — In der Form von Überschriften den Gedankengang eines solchen Traktates sichtbar zu machen, ist nicht leicht. R. teilt das Ganze in 12 Teile. Die Mischna selber hat für diesen Traktat 16 Kapitel. Diese Kapiteleinteilung ist alt. Die 12-Teilung R.s ist willkürlich. 15 und 16, 13 und 14,5 und 6, 7—9, 10 und 11, ferner 1—3 werden zusammengehören, 12 und 4 für sich stehen. Man kommt hier nur weiter, wenn man die Form der einzelnen Halakhoth genau beachtet. Die Aufgabe der Formulierung der Überschriften hat sich R. viel zu leicht gemacht. Bei Pet. kann man aus dessen einleitenden Angaben den Inhalt des Traktates viel besser erkennen als bei R. Viel Arbeit ist von R. für diesen Traktat noch übriggelassen worden. Die entscheidenden Arbeiten müssen nun erst einsetzen.

Daß es sich bei alledem nicht nur um Arbeiten handelt, die auf der einen Seite für die heutige Öffentlichkeit ein Interesse haben oder auf der anderen Seite nur für Gelehrte, dürfte klar sein. Das Entscheidende dabei ist doch, daß man auf diesem Wege die grundlegenden Mittel in die Hand bekommt, das Neue Testament wirklich zu verstehen und nicht minder das Judentum bis zur Gegenwart. Das ist weder ein Augenblicksinteresse, noch etwas rein Gelehrtes oder gar Antiquarisches, sondern eine dringende, dauernde Aufgabe, deren Bedeutung heutzutage lebendig zu machen und ins Bewußtsein auch weiterer Kreise zu erheben, kein überflüssiges Unternehmen ist. Das Entsagungsvolle der Arbeit auf rabbinischem Gebiet, von dem R. gern redet, — trotz ihrer großen Bedeutung für alle 4 Fakultäten — hat R. bisher noch nicht zu spüren bekommen. Im Gegenteil! Er fängt ja doch an zu arbeiten in einer Zeit, die ganz allmählich die Bedeutung dieser Arbeiten einzusehen beginnt. Der tatkräftige Fortschritt vollzieht sich freilich dabei in Deutschland sehr langsam.

Darmesteter, Arsène, et D. S. **Blondheim: Les Gloses françaises dans les Commentaires talmudiques de Raschi.** Tome I: Texte des gloses. Paris: Champion 1929. (LXXVI, 212 S.) gr. 8° = Bibliothèque de l'école des hautes études. Sciences historiques et philologiques, 254. Bespr. von E. Gamillscheg, Berlin.

Die beiden Herausgeber der französischen Glossen des Bibel- und Talmudkommentators Raschi (d. i. Rabbi Sch'lomo ben Jiṣḥāḳ, der 1040 in Troyes in der Champagne geboren wurde und dort 1105 starb) sind in der Geschichte der romanischen Philologie bereits rühmlich bekannt. Arsène Darmesteter ist u. a. zusammen mit Adolphe Hatzfeldt der Verfasser eines Dictionnaire de la langue française, das noch heute das wissenschaftlich beste Wörterbuch des Französischen ist. Blondheim hat sich auf dem Gebiet der Erforschung des mittelalterlichen Judenfranzösischen einen Namen gemacht. So hat er, abgesehen von seiner Beschäftigung mit den jüdisch-französischen Glossen die wenigen bekannten mittelalterlichen jüdisch-französischen Gedichte herausgegeben (Paris, Champion 1927) und vom Standpunkt der jüdischen Literatur aus studiert. Seit 10 Jahren hat Blondheim seine Aufmerksamkeit der Sprache und Kultur der Juden französischer Herkunft zugewendet. Er begann in Band 49 der Romania die Ausgabe eines vergleichenden Wörterbuchs der romanischen Mundarten der Juden des Mittelalters, das dann erweitert 1925 unter dem Titel „Les parlers judéo-romans et la Vetus latina, Etude sur les rapports entre les traductions bibliques en langue romane des juifs au moyen âge et les anciennes versions" selbständig erschienen ist.

In den Rahmen dieser Beschäftigung fällt die vorliegende Veröffentlichung. Seit dem Jahre 1876 hatte Darmesteter die Glossen des Raschi gesammelt. Blondheim hat nun diese Sammlungen vervollständigt und in der Form eines Wörterbuchs herausgegeben, zugleich mit einer Umschrift in der Normalorthographie des Altfranzösischen. Dem Hauptteil geht eine Beschreibung der Quellen voran. Dem Refe-

renten fehlen die Kenntnisse auf dem Gebiet der semitischen Philologie, die nötig wären, um die Bedeutung dieser Veröffentlichung für die Erkenntnis des Hebräischen zu ermessen. Aber auch für den Romanisten bedeutet das Buch Blondheims eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer Kenntnisse. Die französischen Sprachdenkmäler, die hinter das Jahr 1100 zurückreichen, sind überaus spärlich, sie sind auch meist in einer späteren, umgearbeiteten Form überliefert. So bringen die die Sprache der 2. Hälfte des 11. Jhts. darstellenden Glossen des Raschi wertvolles Material für die Erkenntnis der Lautentwicklung, der Wortbildung, vor allem aber der Wortgeschichte. Denn das Wesen der Glossen bringt es mit sich, daß gerade nicht die alltäglichen, auch sonst bekannten Wörter erklärt werden, sondern seltene, besonderen Terminologien angehörige Wörter, die gerade in der schönen Literatur in der Regel nicht anzutreffen sind. So gestatten die über 1000 französischen Stichwörter eine Rückdatierung von mindestens 90% der angeführten Wörter hinter die bislang bekannten ältesten Belegstellen.

Solche Rückdatierungen haben nicht nur theoretischen Wert in sich selbst. Frz. *cosson, cousson* „Kornwurm" war z. B. bisher erst im 16. Jht. bekannt und wurde mit lat. *cossus* „Weidenbohrer" zusammengestellt. Die 5 Jahrhunderte ältere Form *coçon* bei Raschi zeigt nun, daß diese Zusammenstellung unhaltbar ist. Für frz. *lézarde* „Eidechse" habe ich in meinem etymologischen Wörterbuch der frz. Sprache eine Vorform *laiserde* angesetzt. Sie findet sich nun bei Raschi. Oder frz. *élocher* „erschüttern" schien wegen des *-ch*-Lautes nicht mit lat. *luxare* „verrenken" zusammenhängen zu können. Nun bringt Blondheim eine Form *esloissier* „ausrenken", die ganz offenkundig ein lat. *exluxare* zu belegtem *luxare* „ausrenken" ist. Das Wort ist eben ein Medizinerausdruck und *élocher*, älter *eslochier* ist die halbgelehrt entwickelte Variante der Medizinersprache gegenüber dem volkstümlichen, bei Raschi belegten *esloissier*. In anderen Fällen enthalten die Glossen eine ältere Bedeutung eines altfrz. Wortes als die sonst bekannten. Aber auch eine stattliche Reihe altfrz. Wörter läßt sich bisher nur bei Raschi belegen, so z. B. *fivele* „Spange" (wie provenzalisch *fivela*) oder *gaume* „Mutterharzkraut" = lat. *galbanum*. Selbst für das spätere Latein ist manches aus Raschi zu gewinnen. Er verzeichnet z. B. ein *flochier* „Wolle kämmen", *flochiedre* „Wollkämmer". Das lateinische Wörterbuch kennt nur *floccus* „Faser der Wolle". Das frz. Wort läßt nun ein lat. *floccare* „entflocken" erschließen, das eine alte Bildung sein muß (wie *pilare* zu *pilus*), da eine spätere vulgärlateinische Neubildung *exfloccare* ergeben hätte. Wie wichtig die Kenntnis der Formen des 11. Jhts. für die Etymologie des Französischen ist, wird die Neuauflage meines etymologischen Wörterbuchs an zahlreichen Stellen zeigen. Ich erwähne hier nur, daß Raschi für frz. *arroche* „Ackermelde" eine Form *adrelces* kennt, die dem lat. *atriplice* näher kommt als irgendeine andere alt überlieferte Form.

Es war eine schwere, mühselige Arbeit des Herausgebers, aus den z. T. nicht z. T. mangelhaft vokalisierten Handschriften die französischen Urformen herauszuschälen. Die größten Schwierigkeiten bereitete den hebräischen Schreibern die Umschrift der afrz. *-u*-Diphthonge. Hier wird der *-u*-Bestand des Diphthongs durchwegs mit *-l-* wiedergegeben, wenn ein Konsonant nachfolgte, z. B. *balsme — balsamum* für *bausme, chalces — calceas* für *chauces*. Es ist hier eine Tradition der christlichen Schreiber übernommen, die sich z. B. in der bekannten Graphie *nevuld — nepote* für *nevoud* in der Oxforder Handschrift des Rolandsliedes zeigt. Schwieriger war es, den *-u-* Diphthong im direkten Auslaut wiederzugeben. So wird *clou — clavus klog, klub* geschrieben, gleichzeitig ein Anzeichen dafür, daß *-g-* und *-b-* auch spirantische Geltung hatten. Ist hier die afrz. Form gesichert, so ist dies nicht der Fall bei der Entsprechung des lat. *crocus* „Safran", für das Raschi die Formen *cro, croe croi, crog* bringt, die wohl (dem afrz. *lou* aus *locum* entsprechend) ein gesprochenes *kròu* wiederspiegeln sollen. In anderen Fällen zeigen sich in sonst ungewöhnlichen afrz. Schreibungen wohl Eigentümlichkeiten der jüdischen Aussprache des Französischen, so wenn stimmloses *ch*, d. h. *-tś-*, durch stimmhaftes *-j-*, d. h. *-ž-*, wiedergegeben wird, besonders nach *-s-*, vgl. *desjalcier* für *deschaucier, esjecs* für *eschecs*. Aber auch im unmittelbaren Anlaut finden sich neben den normalen *ch*-Schreibungen solche mit *-j-*.

Was alles für die französische Lautgeschichte aus den Materialien bei Raschi zu gewinnen ist, ist hier zu behandeln nicht der Platz. Nur das eine möge Erwähnung finden, daß Raschi noch letzte Reste französischer Proparoxytona kennt wie *flácede* = *flaccidus, móstede* = *mucidus*, die heute nur noch im äußersten Südosten des galloromanischen Sprachgebietes zu finden sind. Es hat also auch der Romanist allen Anlaß, Blondheim für seine wissenschaftliche Leistung dankbar zu sein.

[Freidus:] Studies in Jewish Bibliography and related Subjects in Memory of **Abraham Solomon Freidus.** New York 1929. (CXXX, 518, קנ״ט S.) 8° = The Alexander Kohut Foundation. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die vorliegende Sammelschrift stellt nicht nur ein Denkmal der Pietät für den 1923 verstorbenen Leiter der Jüdischen Abteilung in der Newyork Public Library dar, sondern hat auch wissenschaftlich Anspruch auf Beachtung. Findet sich doch in den 40 Beiträgen eine große Fülle von wichtiger (meist bibliographischer) Belehrung. Als Beispiele nenne ich hier nur die Bibliographie aller Veröffentlichungen von Adolf Neubauer (Elkan N. Adler), Nehemiah Brüll (Boaz Cohn) und Senior Sachs (Sch. Schwarzberg), die Aufsätze über die Klassifizierung der Judaica in der Newyorker Public Library (Josua Bloch) und in der Frankfurter Stadtbibliothek (A. Freimann), die Bibliographie hebräischer Übersetzungen aus dem Englischen (I. Schapiro), Polemical Mss. in the Library of the JThSA (A. Marx), Beginnings of the Study of Hebrew in Scotland (Geo. F. Black), On the Use of Hebrew Types in English America before 1735 (Eames Wilberforce). Von nichtbibliographischen Aufsätzen seien erwähnt: Steinschneideriana (G. A. Kohut), Isaac ibn Shem-Tob's Unknown Commentaries on the *Physics* and his other Unknown Works (Harry Wolfson), Some New Light on the Dreyfus Case (Max J. Kohler), Zur Massora (L. Blau), Die Haggada bei den Kirchenvätern (L. Ginzberg).

Semitistik, Islamistik.

Rivière, P.-Louis: **Études marocaines.** Avec une préface de Paul Dumas. Paris: Librairie du Recueil Sirey 1928. (XV, 178 S.) gr. 8°. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

P.-Louis Rivière, Appellationsgerichtsrat in Caen, früher Berater bei der Gesetzgebung in Siam, hat sein besonderes juristisches und politisches Interesse Marokko zugewandt, wo er nie eine praktische Tätigkeit ausgeübt hat. Herausgeber und Verfasser der „Traités, Codes, Lois et Règlements du Maroc" und des „Précis de Législation marocaine", hat er im vorliegenden Buche, in der Richtung seines Interesses, eine Anzahl von Einzelstudien, die vorher verstreut erschienen waren, gesammelt. In 6 Aufsätzen zum bürgerlichen Recht knüpft er an Einzelheiten des „Code marocain des obligations et des contrats" an, dessen Inhalt aus der in Tunesien geschaffenen Praxis übernommen wurde und dessen Umständlichkeit und Mangelhaftigkeit Paul Dumas in der Vorrede, aus seiner praktischen Kenntnis des marokkanischen Rechtslebens heraus, unterstreicht. Dagegen ist Frankreich stolz auf seine in Marokko neu geschaffene Gerichtsverfassung, der hier 3 Aufsätze gewidmet sind. Weitere Studien betreffen wirtschaftliche und fiskalische Verhältnisse. 3 Abhandlungen wenden sich dem öffentlichen und dem internationalen Privatrecht zu, dabei die Frage: Ist Marokko, in Beziehung zu Frankreich, ein fremdes Land? Am Eingang der Sammlung stehen zwei bemerkenswerte politische Studien: 1. Frankreichs Eingeborenen-Politik in Marokko, 2. Untersuchung über die Institutionen der Berber. Der letztere, von reichlichen Literaturangaben begleitete Aufsatz führt uns an die Schwelle der französischen Berberpolitik, die einen der wichtigsten Angelpunkte der französischen Kolonialpolitik bildet und in der Frankreich ganz kürzlich einen besonders bedeutsamen neuen Schritt von größter Tragweite unternommen hat.

Maisler, Benjamin: **Untersuchungen zur alten Geschichte und Ethnographie Syriens und Palästinas.** I. Teil. Gießen: Alfred Töpelmann 1930. (VI, 82 S.) 8°. = Arbeiten aus dem Orientalischen Seminar der Universität Gießen, hrsg. v. d. Direktor d. Seminars, 2. Heft. RM 6 —. Bespr. von E. Honigmann, Breslau.

Maisler untersucht sorgfältig und methodisch das Material, das uns über die ethnographischen Zustände Syriens und ihren geschichtlichen Wechsel in altorientalischer Zeit Aufschluß gibt. Der vorliegende erste Teil beginnt mit dem Problem der Amoriter. Gegen Landsberger und Theo Bauer, die seine Lösung allein auf Grund des keilschriftlichen Materials versuchen und unter dem Heimatland bzw. -gebirge der Amurrū (im folgenden: A.), KUR MARTU^{ki}, ein Gebiet im Osten Babyloniens verstehen, wird gezeigt, daß bei Sargon, Gudea und im A. T. nur an das mit Syrien einigermaßen zusammenfallende „Westland" zu denken ist. Sargon zieht von Tutuli (Hīt) nach Mari, Jarmuti, Ibla, dem Zedernwald und Silbergebirge. Jarmuti-Jarimuta, das auch Maisler 7 f. in Nordsyrien sucht, hält Dussaud (Topogr. hist. 511, Nachtr. zu 119) für ʿAraime „dans la région aradienne"; ich vermute darin den vorkanaanäischen Namen von Marathos (Pauly-Wissowa RE XIV 1432, 14). Gudea holt Steinblöcke aus den Gebirgen Umānum (Antilibanos) Menua, Basalla und Tidānum (nach Maisler: Bašan und Ǧebel Muḍabbaʿ bei Ṭadejjēn) von MARTU. Auch die erste Dynastie von Babel strebt stets danach, A. zu besitzen. Als historischen Kern von Gen. 14 betrachtet Verf. den Zug des Elamiten Kedorlaʿomer nach ʾĒl Paran (Elat) und die Besiegung der A. in Südpalästina. Zur Feststellung der Verbreitung der A. sind wichtig: die charakteristischen Personen- und Ortsnamen auf -ānu(m) = -ōn<ān u. dgl., ferner der durch ihre Eigennamen für sie gesicherte Kult des Dagan (zu S. 9 u. 23: Ilī Dagan aus Ibla am Amanos vgl. auch Βητάγων χωρίον bei Antiocheia in der Vita Symeonis. Styl. iun., cod. Monac. gr. 366, fol. 194 c. 199, d. i. wohl ein Βηθδάγων wie I Makk. 10, 83), des Adad, des »Herrn der Berge« (bēl šadē) Amurru und der Ašratu (dazu jetzt Ebeling, Reall. d. Assyr. I 22ff. 101ff. 169). Die A. begegnen oft als Söldner (»Schweizer«) oder Händler (Transithandel über Tadmar-Palmyra in A.); amoritisches Geld wird in kappadokischen Tafeln erwähnt.

Die ethnisch einheitlichen A. entsprechen den semitischen ʿAmu (ʿ*3mw*) der Ägypter (erst seit Thutmosis III ist *ʾmr* belegt) und biblischen Amoritern. Zur Amarnazeit ist der umfassende Länderkomplex A. = Westland (hellenistisch-babylonisch: δυτικὰ κλίματα), d. i. ganz Syrien (mit Gubla, Qadeš, Lakiš usw.), zu unterscheiden von dem politischen Gebilde A., einem Teil Mittelsyriens (zwischen dem ägyptischen Gebiete, Nuḫašše-לעש, Mitanni, Qaṭna-el-Mišrife und Nij), dessen Mittelpunkt wohl Tadmar war.

Durch das Eindringen der Ḫurriter (äg. Ḫ*3*rw, nicht = den beduinischen Ḫoritern des AT!) in Syrien von Nordosten (Gargamiš?) her wurden die A. seit dem Neuen Reiche zu einem semitisch-idg. Mischvolk, was sich auch in neuen Kulten (Göttin Ḫiba) und Bauformen (bit ḫillani) ausspricht. Den Israeliten galten die A. als Träger der Megalithkultur für Riesen (Rephaim, ʿAnaqiter). — Für das Lied Nu. 21, 27—30, das den Sieg des Siḥōn von Ḥešbōn über Moab feiert, wird amorit. Ursprung nachgewiesen. Die israelitische Invasion stürzte die Staaten von Ḥešbōn und Jaʿzer, das Reich des ʿOg von Bašan und einige kleinere amoritische Staaten, die einst unter ägyptischer Verwaltung gestanden hatten und z. T. schon in den Amarnabriefen (197. 199. 201—6 Kn.), bei Thutmosis III. (Paläst.-Liste, 22—29) und Ramses II. erwähnt werden.

Im Westjordanlande bildeten nördlich der von ʿAmaleqitern und hamitischen Kūšiten (Amarnabriefe: Kašši) bewohnten Negeb-Steppe (Grenze: Ḥaṣaṣon Tamar) die A. die Hauptbevölkerung in vorisraelitischer Zeit. Ḥebron, Lakiš, Jarmut, ʿEglon, Jerusalem (s. u.) im Süden, Gibʿon, Ajjalon (Elōn), Šaʿalbim, Bēt Šemeš = Har-Ḥeres in Mittelpalästina und Sichem im Norden waren amor. Staaten. Sie grenzten ursprünglich an die Kanaanäer; der Hermon hieß amor. Senīr (assyr. Saniru), kan. Sirjōn (Boǧazk.: Šariana). Ihre Uneinigkeit erleichterte den Israeliten ihre Unterwerfung; um 1000 gehen sie in den herrschenden Völkern auf und verschwinden aus der Geschichte.

Die Kanaanäer werden zuerst zur Amarnazeit genannt, und zwar in einheimischen Briefen Kinaḫna/i (nach M. mit westsem. Suffix ōn<ān), in ausländischen Kinaḫḫi. Für כנע Χνα hält Verf. die Bedeutung »Niederland« für möglich. Kanaan (im folg.: K.) ist damals ein der ägyptischen Verwaltung unterstehendes Gebiet von beschränkter, nicht genau bestimmbarer Ausdehnung innerhalb von A. im weiteren Sinne. Akko, Sidon, Tyros, Gebal, im Hinterlande Akšap, Ḫinnatuni bei Akko, vielleicht auch ein Teil von Aziru's Gebiet gehören dazu, also nicht ganz Palästina oder gar Syrien (so Ed. Meyer). Seit Seti I. vereinzelt in ägypt. Quellen (*pꜣ Kn'n*) genannt, wird es bei Ramses III. anscheinend mit *Dꜣhi* gleichgesetzt, wie in phönizischen und griechischen Quellen mit Φοινίκη. Auch das AT setzt Kanaaniter = Phönizier = Sidonier (wie b. Homer). In den Aufzählungen der noch unbezwungenen Länder (Jos 13, 2—5) oder Völker (Jud 3, 1—3) ist K. das Gebiet von Sidon (von Maʿara bis Apheq). Auch in der poetischen (Gen 9, 25—27) und prophetischen Literatur ist K. = Phönizien. Nur Ez 16, 3 wird Jerusalem zwar passend als Kind amoritisch-hethitischer Eltern, daneben aber unverständlich als vom Lande K. abstammend bezeichnet.

Im Binnenlande saßen K. am oberen Jordan um Ḥaṣor, dessen Gebiet wohl Madon, Šimron (Συμοων = Šamḫuna?) und Akšaf umfaßte, und in dem sidonischen Laiš-Dan. Überwiegend kanaanäisch war die Bevölkerung der Küste bis ʿAkko (Ašer) und die Gegend von Bēt Šemeš und Bēt ʿAnat (Naftali) in dem eigentlichen »Bezirke der Völker«. Enklaven in israelitischem Gebiet bildeten die Siedlungen der K. Qiṭron und Nahalol (Sebulon), Nafot-Dor, Megiddo, Taʿanak, Jibleʿam, ʿĒn-Dor, Bēt Še'an (Manasse) und Gezer (Efraim), also meist Städte im späteren Südgalilāa, dessen wichtige Handelsstraßen die K. in der Richterzeit okkupierten und bis zur beginnenden Königszeit innehatten. Diese Verhältnisse projizierte man später irrig auf die Zeit der israelitischen Einwanderung zurück, so daß die jüngere Volksliteratur und unhistorische Anekdoten den Namen K. auf das ganze vorisraelitische Palästina ausdehnen. Auch Gen 10, 15—18 ist K. Stammvater nicht nur der phönizischen Städte bis Arwad und Ḥamat mit Ṣidon als Erstgeborenem, sondern auch der Amoriter, Ḥiwwiter, Hethiter, Jebusiter und der unbekannten Girgašiter.

Die Ḥiwwiter saßen am Fuße des Hermon im Lande Miṣpa (Marǧ ʿAjjūn?), vereinzelt auch in dem sonst als amoritisch bezeichneten Gibʿon und in Sichem.

Die Hethiter des AT sind von dem ḫurritisch-subarischen Element der Amarnazeit zu unterscheiden. Vor 1200 verstand man unter Ḥatti nur das kleinasiatische Reich. Erst nach dessen Fall bildeten sich hethitische Kleinstaaten, wie Ḥattin, in Syrien, wo sich dann auch sonst versprengte hethitische Elemente zeigten. Schließlich wanderte der Name Ḥatti völlig nach Syrien und ward ausschließlich zum Synonym von „Westland A.", ein Wortgebrauch, der sich vielfach auch im P des AT widerspiegelt.

Jerusalem war ursprünglich eine amoritische Stadt, wie der Kult des Šalem und der Šulmanitu und die Herrschernamen (Adoni-Ṣedeq, Melki-Ṣedeq, Abdiḫiba) zeigen. In der Richterzeit tauchen dann die Jebusiter auf, die die Stadt in Jebus umnennen und bis zu Davids Zeit besitzen (etwa 1200—1000). Sie waren wohl Hethiter oder verwandt mit ihnen (vgl. ihre Namen Arawna und Uria).

Die Beigabe eines Registers und einer Karte wäre wünschenswert gewesen. Sorgfältig wie die Untersuchung ist auch der Druck (das einzige Versehen ist wohl S. 66 „Synoym"). Ferner lies S. 7 und 11 Hīt (statt Ḥīt), S. 11f. Anm. 3 Nahr Baradā (statt -ḍā), S. 50, 3 Tell el-Ḥasī (st. -ṣī), S. 59, 1 Augustin. epist. ad Rom. inchoat. expos. 13 [Migne Patr. Lat. 35, 2096], S. 68 Marǧ Ḥaḍira (st. Ḥaǧira), S. 75, 1 Γεργεσηνοί bei Matth. 8, 28, wofür Luc. 8, 26 Γαδαρηνοί bietet.

Palästina wäre (schon im Titel) besser als Teil Syriens aufzufassen. — Maisler vertritt die übliche Ansicht über die „arabische Völkerkammer": S. 21 „Diese Semiten ergossen sich, aus der syr.-arab. Wüste kommend, in mehreren Wellen in die benachbarten Gebiete des Kulturlandes"; S. 27 „Semiten, die aus der syr.-arab. Wüste als Hirten kommend, allmählich zur Seßhaftigkeit übergingen"; vgl. jedoch M. Hartmann, Der islam. Orient II, Leipzig 1909, 93—100; Tkatsch, RE, IA, col. 1495f. und speziell über den Ursitz d. A. die Schriften von A. T. Clay und O. Procksch, s. OLZ 1914, Sp. 365.

Schmidt, Prof. D. Hans, u. Prof. Dr. Paul **Kahle: Volkserzählungen aus Palästina**, gesammelt bei den Bauern von Bir-Zet und in Verbindung mit

Dschirius Jusif hrsg. II. Band: Mit 48 Abbild. nach Photogr. aus dem Leben der Erzähler, einer Einleitung über die Bauern von Bir-Zet, einem Verzeichnis der Wörter und der Märchenmotive. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1930. (22* u. 252 S.) gr. 8°. RM 17 —; geb. 20 —. Bespr. von H. Ranke, Heidelberg.

Dem ersten Bande der „Volkserzählungen", den ich vor 14 Jahren in den Spalten dieser Zeitschrift angezeigt habe, lassen die Verfasser jetzt den zweiten, abschließenden Band folgen. Auf kurze Vorworte der beiden Verfasser und eine in die Landschaft, das Leben und die Vorstellungswelt der Bauern von Bir Zêt sehr glücklich einführende Einleitung von H. Schmidt folgt noch einmal eine stattliche Anzahl von Texten in Umschrift und Übersetzung samt erklärenden Anmerkungen. Den Anfang machen „Kultus-Sagen und Legenden" (Nr. 65 bis 69), es folgen „Sinngeschichten" (70—82), Fabeln (83 u. 84), Märchen (85—93) und — zum Teil recht derbe — Schwänke (94—130). Ein Anhang bringt noch ein Scheltgespräch in Versen zwischen einem Pflüger und seiner Herrin und den Brief eines Bir-Zêters, der nach Amerika ausgewandert ist und in der neuen Welt von Sehnsucht nach der Heimat gepackt wird: „ach, daß ich doch ein Hund wäre auf einem Misthaufen in unserem Dorf und nicht hier bleiben müßte!" Den Abschluß des Ganzen bildet ein ausführliches Verzeichnis der in beiden Bänden vorkommenden arabischen Wörter von Kahle und eine Aufzählung der Märchenmotive von H. Schmidt. Eine wertvolle Beigabe bilden 48 photogr. Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, die uns die palästinische Landschaft und das Leben ihrer Bauern vor Augen führen. Die Herkunft der Texte ist die gleiche wie beim 1. Band. Sie sind alle in dem zwischen Jerusalem und Nablus gelegenen Dorfe Bir-Zêt von dortigen Fellachen und ihren Frauen — die wir zum Teil im Bilde kennen lernen — erzählt und von dem Lehrer der dortigen evangelischen Tagesschule Dschirius Abu Jusif nachgeschrieben worden.

Diese Sammlung von palästinischen Volkserzählungen, wie sie nun in 2 stattlichen Bänden vorliegt, hat einen doppelten Wert: Sie liefert in der Umschrift der Texte ein zuverlässiges Material zur Kenntnis eines bestimmt lokalisierten syrisch-arabischen Dialekts, dessen lexikalische Verarbeitung eine besonders reiche Ausbeute gewährt hat — und sie liefert einen großen Schatz an Volkserzählungen von ebenso genau begrenzter Herkunft.

Bei der Betrachtung des Inhalts der Geschichten ist es wieder überraschend, wie stark auf Schritt und Tritt aus den europäischen Märchen bekannte Motive anklingen — wenn auch alles durchaus in den „Geist echten Fellachentums" eingetaucht ist. Die Frage nach der Herkunft eines bestimmten Märchen- oder Schwankmotivs ist ja mit unseren heutigen Mitteln in den allermeisten Fällen nicht zu lösen. So begnügen sich die Herausgeber auch mit Recht damit, auf die bekannten Varianten im allgemeinen ganz kurz hinzuweisen[1]. Immerhin ist es interessant, daß unter den Motiven, die hier im zweiten Bande der Bir-Zêter Erzählungen anklingen, z. B. das belauschte Gespräch der Tiere, die Lösung des schwierigen Rätsels, die erfüllten Wünsche, die Form des Kettenmärchens, das Shylock-Motiv, das Tischlein deck dich, das von der Gattin verratene Geheimnis, das belauschte Gebet, der geprellte Teufel — um nur einige zu nennen — vorkommen.

Daß hier an ein Eindringen fremder, europäischer Anregungen in jüngster Zeit zunächst grundsätzlich nicht gedacht werden darf, scheint auch mir ohne weiteres zugegeben werden zu müssen. Ausnahmsweise mag das einmal der Fall sein (wie ich es in meiner Besprechung des 1. Bandes andeutete), die Regel ist es ganz bestimmt nicht. Im Gegenteil liegt gewiß oft altorientalisches Gut zugrunde, für das uns nur die alten Belege noch fehlen. Der Schlußsatz der „Sinngeschichte" Nr. 74 „Der Mann ist nichts, der ein Schlachttier schlachtet — der Mann ist etwas, der das Vergehen vergibt" erinnert doch in sehr merkwürdiger Weise an die Worte „Die Tugend des Rechtgesinnten ist (Gott) wohlgefälliger als der Ochse des Unrecht Tuenden", Worte, die aus einem Fürstenspiegel aus der Zeit um 1450 v. Chr. zu uns herüberklingen!

Rihani, Ameen: **Around the Coasts of Arabia.** London: Constable & Co. 1930. (XI, 364 S. mit 32 Taf.) gr. 8°. 21 sh. Bespr. von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Über Erwarten schnell hat sich die Hoffnung verwirklicht, Ameen Rihani möge neben seinem OLZ 1929 Nr. 5, 376 besprochenen Buche über seinen Aufenthalt am Hofe des Wahhābitenfürsten Ibn Sa'ūd auch andere Teile seines großen arabischen Reisewerkes Mulūk al-'Arab (die Könige der Araber; vergl. OLZ 1927 Nr. 11, 968) einem weiteren Publikum zugänglich machen. Diesmal erhalten wir fünf weitere Abschnitte, deren Titel zugleich ihren Inhalt charakterisieren (ich füge

1) Nur zu der Verbreitung zweier Märchenmotive, die in seiner Sammlung vertreten sind, gibt H. Schmidt in der Einleitung ausführlichere Angaben.

die Abschnittsnummern des arabischen Werkes nebst der Angabe des Bandes in Klammern bei): With King Husein in the Hijaz (I 1); With the Idrisi in Asir (I 3); Aal Sabah, the Sheikhs of Kuwait (II 6); Aal Khalifah, the Sheikhs of Bahrain (II 7); Aden and the Protectorates (I 4). Es fehlen also vom Inhalt des arabischen Werkes in der englischen Bearbeitung noch die Abschnitte I 2 über Jemen und den Imām Jaḥjā und II 8 über den ʿIrāq und den König Faiṣal, von denen der erste allerdings in einem Buche, das einen Titel wie dieses trägt, nicht vermißt werden sollte. Hoffentlich folgen diese beiden Abschnitte, die mit zu den interessantesten Teilen von Rihanis Reiseschilderung gehören, bald nach.

Der Inhalt dieses Bandes schließt sich nicht so eng in allen Einzelheiten an das arabische Werk an wie das Buch über Ibn Saʿūd. Eine Reihe von Kapiteln, die für ein weiteres Publikum weniger Interesse bietet, (darunter alles, was sich auf die „Vertragsverhandlungen" Rihanis mit den arabischen Fürsten bezieht), ist weggelassen, dafür sind mehrere neue eingefügt. Als im wesentlichen neu hebe ich folgende Kapitel hervor: I 1. 5. 6. 7. 9.; II 7. 8. 9. 10; V 2. 3. Inhaltlich sind sie allerdings nicht von besonderer Bedeutung, da sie mehr den äußeren Verlauf der Reise, bekannte Typen und Sitten schildern, Anekdoten und allgemeine Eindrücke des Verf.s berichten. Die vorzüglichen und z. T. recht interessanten Abbildungen sind viel zahlreicher und unvergleichlich besser als in dem arabischen Buche.

Ist unser Werk somit auch für den, der die Mulūk al-ʿArab gelesen hat, nicht ganz überflüssig, so ist es doch in der Hauptsache für ein weiteres, nichtorientalistisches Publikum bestimmt. Hier wünschen wir der interessanten und unterhaltsam geschriebenen, wenn auch durch den Charakter der Auswahl aus dem größeren Werke etwas uneinheitlich geratenen Reiseschilderung, die inhaltlich unter der umfangreichen Reiseliteratur über Arabien einzigartig dasteht, zahlreiche Leser.

Turkologie, Kaukasus, Iran.

Mikusch, Dagobert von: **Gasi Mustafa Kemal.** Zwischen Europa und Asien. Eine Lebensgeschichte. Leipzig: Paul List Verlag (1929). (VII, 335 S., 1 Karte, 30 Abb.) gr. 8°. RM 6 —; geb. 10 —. Bespr. von G. Jäschke, Stambul.

Der durch zwei deutsche Übertragungen[1] bekannt gewordene Verf. hat das Wagnis unternommen, auf Grund da und dort zusammengebrachter Veröffentlichungen und vor allem mündlicher Mitteilungen, die er in mehrmonatigem Aufenthalt 1928 in Stambul und Angora gesammelt hatte, eine Biographie des türkischen Staatspräsidenten unter weitestgehender Berücksichtigung der türkischen Gesamtgeschichte der letzten 50 Jahre zu schreiben. Geschickte äußere Aufmachung, gut lesbare Form, spannende Darstellung, Selbstsicherheit des Verf.'s im Urteil und scheinbare Gründlichkeit, die einem mit der Materie wenig vertrauten Leser imponiert, zeichnen das Buch aus. Das Streben nach Erfassung der wesentlichen Momente tritt schon in den schlagwortartigen Kapitelüberschriften in Erscheinung:

1. Die Zeremonie (sc. der Schulaufnahme), 2. Der Militärschüler, 3. Eine Verbannung verfehlt ihren Zweck, 4. Schlag und Gegenschlag (sc. 23. 7. 1908 und 13. 4. 1909), 5. Der Frondeur (sc. gegen „Einheit und Fortschritt"), 6. Das Triumvirat (sc. Enver-Ṭalaʿat-Ǧemāl), 7. Eine Reise (sc. ins deutsche Hauptquartier) und ein Thronwechsel (sc. 3. 7. 1918), 8. Zwei Landungen (sc. der Griechen in Smyrna und Muṣṭafā Kemāls in Ṣamsūn), 9. Der Kampf um die Macht und die Geburt eines Staates, 10. Die Stadt in der Steppe (sc. Angora), 11. Sakaria, 12. Europa und Asien, 13. Der General regiert, 14. Die Mission ist erfüllt.

Ein gewisser Blick des Verf.'s für hervorstechende Züge im Charakterbild Muṣṭafā Kemāls spricht aus folgenden Sätzen:

(S. 20) „In seinem Wesen deutete nichts auf die müde Melancholie des Orientalen"; (S. 90) „Die Geschichte der französischen Revolution wurde ihm bis in die Terminologie vertraut"; (S. 101) „Er verließ sich nicht auf sein Glück, wie Enver gern tat, sondern schätzte jede reale Möglichkeit mit nahezu mathematischer Genauigkeit ab"; (S. 133) „Er hatte die Geduld großer Männer, seine Zeit abzuwarten"; (S. 163) „Sein Mut entsprang genauer Einschätzung psychologischer Momente"; (S. 164) „Er deckte sein Spiel nur so weit auf, als es für den folgenden Schritt notwendig war"; (S. 180) „Er hatte die volle Klarheit des Ziels und den Radikalismus des Willens"; (S. 330) „Mit einer harten, oft grausamen Logik hat er die alten Formen zerschlagen, die traditionellen Bindungen durchschnitten."

Diesen prägnanten Urteilen stehen freilich einige als charakteristisch gedachte, anekdotenhafte Schilderungen gegenüber, die entweder erweislich falsch (z. B. S. 294: Trauungsszene) oder von zweifelhafter Authentizität sind. Anscheinend hatte der Verf. schon vor der Niederschrift seines Buches gewisse a-priori-Vorstellungen, die ihn hinderten, der immerhin vorhandenen Problematik der Persönlichkeit Muṣṭafā Kemāls gerecht zu werden.

Nun hat sich aber der Verf. nicht an sein Thema („Eine Lebensgeschichte") gehalten, sondern an eine Aufgabe herangewagt, die weit über seine Kräfte ging: ein Geschichtsbuch der neuen Türkei zu schreiben. Hierfür fehlten ihm unerläßliche Vorbedingungen wie Kenntnis der Tatsachen und eine Vorstellung

1) T. E. Lawrence, Aufstand in der Wüste, und Dschingis Khan, Beherrscher der Erde, von Harold Lamb, beide: Paul List Verlag, Leipzig.

von Land und Leuten. Um die Unzahl von Fehlern, Ungenauigkeiten und Trugschlüssen des Verf.'s zu berichtigen, müßte man ein neues Buch schreiben. Bei dem hier zur Verfügung stehenden Raum können nur die schwerwiegendsten Mängel aufgedeckt werden.

Wenn der Verf. von sich behauptet (S. VI), „vorzugsweise türkische Dokumente verwendet" zu haben, so kann er damit nur meinen, etliche Dokumente türkischen Ursprungs in Übersetzung benutzt zu haben[1]. Von einem systematischen Forschen in türkischen Quellen, das für ein solches Unternehmen unumgänglich notwendig wäre, kann keine Rede sein.

Von den Sprachkenntnissen des Verf.s geben erheiterndes Zeugnis Proben wie diese:

(S. 75) „Haraket ordussu" — wörtlich: Befreiungsmarscharmee; (S. 102) „Halaskiars"[2], soldatische Retter des Vaterlands. Eigennamen sind durchweg scheußlich verschrieben, z. B. Wahededdin statt Vāḥideddīn.

Von den sachlichen Fehlern, soweit sie für die Gesamtauffassung wesentlich sind, seien folgende hervorgehoben, die z. T. wohl auf mündliche Mitteilungen vom Verf. befragter „Gewährsmänner" zurückzuführen sind:

(Zu S. 5 Anm.): Die Überlieferung des Seniorats aus der Nomadenzeit ist eine Legende, die Friedrich Giese durch seine Abhandlung „Das Seniorat im osmanischen Herrscherhause" (MOG II, S. 248) beseitigt hat. Tatsächlich pflegte bis zum Jahre 1617 dem Sultan einer seiner Söhne, gewöhnlich der älteste, auf den Thron zu folgen[3]. (Zu S. 11): Daß Volkstum schon in alter Zeit für die Türken kein „unvorstellbarer Begriff" war, hat Köprülü Zāde Fu'ād in *Millī edebīyjāt ǧerejānynyñ ilk mübešširleri ve dīvān-i türkī-i Basīt*" (Stambul 1928) dargelegt. (Zu S. 85): Wenn der Verf. annimmt, der Islām widerspreche der Nationalidee, so übersieht er einerseits die schon früh außerhalb des Osmanischen Reichs entstandenen mehr oder weniger „nationalen" islamischen Staaten und andererseits den starken Anteil religiöser Kräfte am türkischen Unabhängigkeitskrieg. (Zu S. 104): Dāmād Ferīd Paša war Senator, aber nie Senatspräsident. (Zu S. 166): Muṣṭafā Kemāl hat Stambul erst am 16. 5. (nicht 15. 5.) 1919 (auf „Panderma", nicht „Ineboli") verlassen und also die Besetzung Smyrnas noch in Stambul erfahren. (Zu S. 171): Griechenland war de facto mit der Türkei seit 1. 7. 1917 im Krieg gewesen[4]. (Zu S. 204): Vollkommen unrichtig ist die Beurteilung der Katastrophe von Angora 1402. (Zu S. 206): Der Kalpak aus Astrachan sollte keine Erinnerung an den alten Orient, sondern ein Wahrzeichen der anatolischen Nationalbewegung sein. (Zu S. 214): Die Große Nationalversammlung tagte anfangs nicht in der Landwirtschaftsschule, die als provisorisches Generalstabsgebäude diente, sondern in dem früheren Hause des Komitees „Einheit und Fortschritt", dem jetzigen Klubgebäude der „Republikanischen Volkspartei". (Zu S. 216): In der ḫuṭbe fand früher stets der Sultan Erwähnung; dafür ist seit Errichtung der Republik die Fürbitte für die Landesregierung getreten. (Zu S. 235): Inwiefern war die Versöhnungsaktion (sc. vom Dezember 1920) die letzte Lebensäußerung der Sultansregierung? Bekanntlich amtierte diese noch bis zum 4. 11. 1922. (Zu S. 241): Nicht Eskišehir, sondern Söjüd war Residenz Osmans. (Zu S. 261): Im Osmanischen Reich war der Herrscher nicht als Ḫalīfe, sondern als Padišāh von Bedeutung. (Zu S. 276): Vorgänger Ra'ūfs im Vorsitz des Ministerrats (richtiger: Rates der Vollzugsbeauftragten) war nicht Muṣṭafā Kemāl, sondern Fevzī Paša. (Zu S. 286): Die englischen Neuwahlen fanden nicht 1922, sondern erst 1924 statt. (Zu S. 297): Die Kapitulationen, deren erste keineswegs von Sulejmān I. stammt, wurden nicht den nichttürkischen Untertanen gewährt, sondern mit ausländischen Mächten abgeschlossen. (Zu S. 298): Der Verf. verwechselt anscheinend den „Säbel des Propheten" mit dem Schwerte Osmans oder aber mit dem Mantel des Propheten. (Zu S. 304): Es gibt noch heute christliche Minderheiten nicht nur in Stambul, sondern sogar in Anatolien (schwache Reste von Armeniern u. a.). (Zu S. 305): Vizepräsident der Großen Nationalversammlung war 1923 nicht Ra'ūf, sondern 'Alī Fu'ād Paša. (Zu S. 311): Türkische Qor'ān-Übersetzungen existierten schon im Mittelalter. (Zu S. 320): Die aufständischen Kurden haben Bitlīs und Mar'aš nicht besetzt. (Zu S. 322): Der Prozeß gegen Šejḫ Sa'īd fand nicht in Angora, sondern in Diarbekir statt. (Zu S. 323): Der Fēs war nicht ein Symbol des Islāms, sondern der osmanischen Staatsangehörigkeit. (Zu S. 324): Die Derwische sind nicht aus der Türkei ausgewiesen worden; vielmehr ist den letzten Ordensvorstehern lebenslängliches Wohnrecht in ihrer *tekke* eingeräumt worden. (Zu S. 325): Es ist weder ein Gesetz noch eine Verordnung über das Schleierverbot erlassen worden, sondern nur Verfügungen einzelner Vilājets, deren Rechtsverbindlichkeit zweifelhaft ist und die praktisch auch nicht durchgedrungen sind.

Die Chronologie der Ereignisse ist häufig nicht nur unrichtig, sondern so verwirrt, daß der Verf. zu ganz falschen Folgerungen gelangt; außerdem sind ihm wiederholt Verwechslungen von Personen und Begebenheiten unterlaufen:

(Zu S. 127—128): Ṭalaʿat Paša wurde Großvesīr erst am 4. 2. 1917, die Kapitulationen sind durch Irāde vom 8. 9. 1914 aufgehoben worden, Čāvīd ist etwa am 31. 10. 1914 zurückgetreten. (Zu S. 160): Die Fragen eines amerikanischen Mandats über Armenien, Syrien-Palästina und die Türkei sind ebensowenig auseinander gehalten wie die Kommissionen Harbord und King-Crane (S. 189). (Zu S. 168): Orlando verließ die Friedenskonferenz am 24. 4. 1919, d'Annunzio besetzte Fiume am 2. 9. 1919, der Oberste Kriegsrat erteilte die Genehmigung zur Besetzung Smyrnas am 14. 3. 1919. (Zu S. 210): Saʿīd Ḥalīm Paša wurde schon am 9. 3. 1919 auf Veranlassung Dāmād Ferīd Pašas verhaftet. (Zu S. 223): Armenien wurde erst am 28. 11. 1920, Georgien am 25. 2. 1921 bolschewisiert. (Zu S. 226): Der Verf. verwechselt

1) Anscheinend u. a. das offiziöse, recht oberflächliche und ungenaue „*Türküñ altyn kitābī, Gāzīniñ ḫajātī, Türk Nešrijjāt Jurdu*" (1928).

2) Offenbar mit *ʿasker* in Verbindung gebracht! (statt richtig: *ḫalāṣkārān*).

3) F. von Kraelitz-Greifenhorst, Die Verfassungsgesetze des Osmanischen Reiches, 2. Aufl., Wien 1919, S. 31, Anm. 2.

4) Völkerrechtlich interessant ist die griechische Note über den Abbruch der Beziehungen: „Par suite de l'union qui vient de s'établir entre les deux parties de la Grèce jusqu'ici divisées, le Gouvernement Royal estime, du moment que plusieurs régiments grecs participent aux hostilités sur le front balcanique, qu'il ne lui est pas possible d'entretenir des rapports avec le Gouvernement Impérial Ottoman." Vgl. auch türkische Verordnung vom 6. 8. 1917 (Düstür, 2. Reihe, Bd. 9, S. 704).

den Kommandeur der Brussa-Front, Oberst Bekir Sāmī Bej, mit dem gleichnamigen Vollzugsbeauftragten des Äußern. (Zu S. 279): Muṣṭafā Kemāl hat den berühmten Tagesbefehl *ordular, ilk hedefiniz aq deniz dir* erst am 1. 9., nicht schon am 26. 8. 1922 gegeben. (Zu S. 293): Muṣṭafā Kemāl reiste am 29. 9. 1922 zunächst nach Angora, nicht nach Brussa, am 13. 1. 1923 zunächst nach Ismid, nicht nach Smyrna. (Zu S. 308): Der Satz von der islāmischen Staatsreligion, der sich schon in der Verfassung von 1876 findet (Art. 11), ist erst durch Gesetz vom 10. 4. 1928 gestrichen worden. (Zu S. 309): Die Prozesse gegen Luṭfī Fikrī und gegen die Journalisten sind vermengt worden. (Zu S. 316): Die „Republikanische Fortschrittspartei" wurde erst am 9. 11. 1924 gegründet. (Zu S. 321): Die „Hundertfünfzig Unerwünschten" wurden schon in einem Zusatzprotokoll zum Frieden von Lausanne von der allgemeinen Amnestie ausgenommen[1].

Amüsant sind folgende Stellen, die von a-posteriori-Vorstellungen des Verf. zeugen:

(S. 12) Ali Riza Bej (statt Efendi); (S. 22) Die elektrische Straßenbahn — um die Jahrhundertwende (!); (S. 71) Ein braunes Gewoge von Askaris (sic!); (S. 72) Päckchen von Pfundnoten.

Die geographischen Begriffe des Verf. illustrieren folgende Ausdrücke:

(S. 32) „Arabia Felix", womit der Verf. etwas besonders Schönes gesagt zu haben glaubt, ohne zu ahnen, daß dies die antike Bezeichnung für Jemen ist. (S. 150) Die Insel Mudros. (S. 221) „Ganz Arabien", womit der Verf. die Länder meint, in denen arabisch gesprochen wird. (S. 226) „Die Armenische Republik Eriwan mit der Hauptstadt Kars" (!?). (S. 248) „Kleinasien, so groß wie Frankreich und Deutschland zusammen". (S. 255) Das alte Gordon (!). Hübsch ist auch die Stilblüte vom „Schwergewicht der Sakaria" (S. 267).

Schiefe Ausdrücke infolge mangelhafter Realienkenntnis und falscher Grundbegriffe von islamischer Religion und osmanischer Staatsverfassung:

(S. V) „Bilderstürmer des Islams"[2]. (S. 4) Vergleich der Schulaufnahme mit der Firmung oder Konfirmation. (S. 22) Ein „Ghetto" in Galata. (S. 23) Grundfalsche Ausführungen über das Milletsystem! (S. 34) „Der Islam, eine Staatsauffassung" (!?). (S. 72) „Kirchenschatz" für Vaqf-Güter; überhaupt ist die Bezeichnung „Kirche", die der Verf. durchgängig für islamische Religionseinrichtungen gebraucht, unstatthaft und irreführend. (S. 82) Eine Art preußische Sendung der Türken (?). (S. 116) Ǧemāl Paša, der „Crassus" des Triumvirats. (S. 212) Eine Fetwa (sic!), wodurch die Nationalen „exkommuniziert" (?) wurden. (S. 216) Die Fahne des Propheten (in Angora?). (S. 236) Der „Papstkaiser"(!?).

Bei der Schilderung folgender Vorgänge endlich hat der Verf. vermutlich seiner Phantasie freien Lauf gelassen oder sich Bären aufbinden lassen:

(S. 110) Salonleben in Sofia 1913. (S. 150, 180) Verhandlungen über den Waffenstillstand, der übrigens nicht auf „Superb", sondern auf „Agamemnon" abgeschlossen wurde[3]. (S. 222) Der Kampf vor Stambul (5. 7. 1920), der in dieser Form nur in den Köpfen aufgeregter Peroten stattgefunden hat. (S. 227) Die politische Entwicklung im Osten der Türkei und in den Kaukasusländern. (S. 272) Pariser Konferenz von 1922. (S. 291) Die Heirat mit Laṭife Hanym; der Ehevertrag wurde nach islamischem Recht am 29. 1. 1923 vor dem zuständigen Ḳādī von Smyrna-Göstepe und vor 4 Zeugen (Fevzī Paša, Kāẓim Karabekir Paša, Oberstleutnant Ṣāliḥ und ʿAbdül-Ḥāliq, damals Vāli von Smyrna) geschlossen. (S. 327) Entstehung des neuen türkischen Alphabets[1].

Die Probleme der heutigen Türkei werden in folgenden Urteilen des Verf.s nur gestreift:

(S. 312) „Mit der vollen Hinwendung zum Westen und der Besinnung auf das eigene Volkstum kehrte der Türke (sic!) dem Islam entschlossen den Rücken." (S. 326) „Die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Revolution ist vollendet."(?). (S. 330) „Die konsequente Hinwendung zum Westen war zugleich eine Bewegung: Los von Europa!"

Die große Umwälzung, die sich im türkischen Volksleben seit der Ausrufung der Republik, dem eigentlichen Zeitpunkt des äußeren Bruchs mit der Vergangenheit, vollzogen hat und noch täglich vollzieht, nimmt in dem Buche nur etwa 20 Seiten ein. Von gewissen Problemen, wie Schul- und Agrarreformen, die doch auch Muṣṭafā Kemāl lebhaft beschäftigt haben, ist kaum die Rede. Unerwähnt ließ der Verf. auch den letzten Besuch einer Moschee durch den Präsidenten der Republik. Er deutet nirgends die Tatsache an, daß die westeuropäischen Ideen, deren Vorkämpfer Muṣṭafā Kemāl ist, sich im Kampfe nicht nur mit der islamischen Geistlichkeit und der von ihr beeinflußten Kreise, sondern auch mit asiatischen Charaktereigenschaften, allgemeinen orientalischen Anschauungen und einer gewissen Beamtentradition aus der Zeit des Osmanischen Reichs durchzusetzen haben.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß der Verf. nicht, wie er in der „Vorbemerkung" behauptet, nur die Tatsachen sprechen ließ, sondern daß er einen — gewiß spannenden — Roman über die neue Türkei geschrieben hat, der geeignet ist, die schon im Gange befindliche Legendenbildung zu fördern. Ein ernst zu nehmendes Geschichtswerk, das einem dringenden Bedürfnis der Gegenwart entspräche, würde in erster Linie einwandfreie Quellenforschungen erforderlich machen.

1) Actes signés à Lausanne le 30 janvier et le 24 juillet 1923, Paris, Imprimerie Nationale, 1923, S. 117.

2) Vgl. E. Mittwoch, Das Bilderverbot des Islam (OLZ IX (1906), Sp. 289—290).

3) Vgl. Die Welt des Islams, Bd. 10, S. 130—131.

Pozeluevsky, A. P.: Leitfaden für das Studium der turkmenischen Sprache. Mit einem Anhang: Kurzes turkmenisch-russisches Wörterbuch von K. A. Borieff. Aschhabad: Staatsbuchhandlung von Turkmenistan 1929. (VIII, 379 S.) 8°. [Russisch]. Bespr. von G.-R. Rachmati, Berlin.

Das Buch umfaßt 51 Lesestücke (S. 9—286), die aus einem kurzen Text und einer ausführlichen Besprechung jeder einzelnen Form bestehen, gelegentlich unterbrochen durch kurze

1) Vgl. H. W. Duda, Die neue Lateinschrift in der Türkei (OLZ XXXII (1929), Sp. 441—453).

grammatische Zusammenfassungen. Dann folgen Übungen, die aus einzelnen Sätzen oder zusammenhängenden Zwiegesprächen bestehen und lektionsweise geordnet sind (S. 288—346). Zum Schluß ist ein alphabetisches Verzeichnis der turkmenischen Wörter und Wortteile beigefügt.

Das Buch ist, wie der Verf. selbst angibt, nach dem System von T. Robertson (Nouveau cours de la langue anglaise, Paris 1870) verfaßt und für Russen, die dienstlich mit den Turkmenen zu tun haben, bestimmt, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich mit der turkmenischen Sprache vertraut zu machen. Es setzt deshalb von seinen Benutzern die genaue Kenntnis der russischen Sprache voraus. Von einem zu rein praktischen Zwecken bestimmten Buch können wir eine genaue wissenschaftliche Behandlung der Sprache nicht erwarten. So erklärt sich das Fehlen einer auch nur flüchtigen Vergleichung einzelner grammatischer Formen mit der der übrigen türkischen Dialekte, die auch andern das Verständnis der Sprache sehr erleichtert hätte. Die ausführlichen Erklärungen in gesonderten §§ (deren Zahl beträgt 1003) sind vielleicht für das dienstliche „Pauken" geeignet und entsprechen dem Bildungsgrade der russischen Beamten in Turkmenistan, aber sie sind doch zu ermüdend, und man vermißt die gerade für Anfänger sehr nötige Übersichtlichkeit. Die Texte sind sehr leicht, aber die Auswahl ist doch zu tendenziös politisch und deshalb sehr künstlich. Die Orthographie deckt sich leider nicht mit der Aussprache und ist einer allgemeinen turkmenischen Schriftsprache angepaßt. Den Ausfall der Vokale in geschlossenen und seltener in offenen Silben zu bezeichnen, war, wie der Verf. sich entschuldigt, aus technischen Gründen nicht möglich. Trotz alledem können wir dem Verf. dankbar sein, daß er uns, wenn auch mit fühlbaren Lücken, eine kurze Einführung in die uns ziemlich unbekannte Sprache gegeben hat.

Macler, Frédéric: Trois conférences sur l'Arménie faites à la fondation Carol I à Bucarest (Roumanie). Mit 15 Fig. auf 9 Taf. Paris: Paul Geuthner 1929. (292 S.) 8^0 = Annales du Musée Guimet. Bibliothèque de Vulgarisation, tome 49. 36 Fr. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Der unermüdliche französische Armenist hat Ende Juni und Anfang Juli 1927 in Bukarest drei Vorträge gehalten, die abermals in ausgezeichneter Weise geeignet sind, über die armenische Literatur und Kunst in allgemeinverständlicher und fesselnder Form zu belehren.

Diese Vorträge sind als Fortsetzung der in Straßburg gehaltenen zu betrachten und nehmen mehrfach darauf Bezug.

I. L'épopée armenienne (S. 9—59) gibt einen guten Überblick über das Armeniertum außerhalb Armeniens. In kurzen Umrissen werden die geschichtlichen Verhältnisse geschildert, die die Armenier zur Auswanderung zwangen — im 11. Jahrhundert (26 ss.), im 17. Jahrhundert (31 ss.) und in der neuesten Zeit unter dem Drucke der türkischen Metzeleien (40 ss.). Die armenische Diaspora wird uns in ihrer ganzen Verbreitung vorgeführt, in Bulgarien, Rumänien, Serbien, Ungarn, Polen, Rußland einerseits (27 ss.), in Persien, Vorder- und Hinterindien, Ägypten andererseits (31 ss.). Eine vergleichende Durchsicht der Zeitschrift „Massis" zeigt uns (ebenso wie die Literaturangaben p. 157 ss.), wie gewissenhaft M. auf die ihm zugänglichen Quellen zurückgegangen ist. S. 45 ss. folgt eine Übersicht der hervorragendsten Vertreter der armenischen Diaspora auf dem Balkan, in der Türkei und in Westeuropa. In ausführlicherer Weise wird eines der hervorragendsten Armenier der neueren Zeit gedacht, des älteren Nubar Pacha, des Vaters des eben verstorbenen großen Mäcens Boghos Nubar Pacha (S. 49 ss.). Der Vortrag schließt mit einigen Angaben über die Armenier in Paris (57 s.).

Ein interessantes Gebiet behandelt II. Autour de l'art arménien (60—107). Von den „Arts mineurs" werden der Reihe nach kurz besprochen die Goldschmiede- und Ziselierkunst (63 ss.), Teppichweberei (66 s.), Stickerei (67 s.), Spitzenweberei (68 s.), Majolikaarbeiten (69 s.). Besonders eingehende Würdigung findet dann unter den „Arts majeurs" die Architektur (70 ss.), wozu die Ausführungen Trois Conférences... de Strasbourg, Paris 1927 S. 106 ss. mit den Tafeln daselbst und den Anmerkungen dazu S. 112 ss. die natürliche Ergänzung bilden. Fs folgen noch Abschnitte über Bildhauerkunst und Malerei (91 ss.), letztere besonders in Rücksicht auf die Buchillustration, für die wir M. ja bereits besondere Werke verdanken (94 ss.). Schließlich gibt M. auch eine Würdigung der armenischen Musik (98 ss.), der religiösen sowohl wie auch der volkstümlichen (102 ss.). Auch zu diesem Kapitel sind die Quellennachweise (160 ss.) sehr dankenswert, der ganze Abschnitt ist ein getreues Bild armenischer Kunst; besonders, was M. über die Architektur sagt, scheint mir eine ganz ausgezeichnete, ungemein klare Übersicht über die ebenso verwickelten wie wichtigen Probleme zu sein.

III. A propos du théatre arménien (108—156) beschäftigt sich mit einem modernen Zweige der armenischen Literatur. Naturgemäß kommt das ostarmenische Theater darin hauptsächlich zur Geltung. M. bietet uns einige be-

quem zusammenfassende Mitteilungen über die führenden Theaterdichter, besonders über Gabriel Sundukianz und seine volkstümlichen Meisterwerke (111 ss.) über Chirvanzadê[1] (127 ss.), Chanth (135 ss.), nicht zuletzt über Avetis Aharonian, den großen Lyriker, der sich erfolgreich auch mit Bühnenwerken versucht hat (139 ss.). Das westarmenische Drama, zunächst kirchlich und auf Übersetzungen beschränkt (144 ss.), gewann literarische Selbständigkeit durch Bêchigthachlian (145 s.), Rechdouni (147 s.), Baronian (148), Odian (148 ss.) und hat heute in Meloyian einen bedeutenden Vertreter (152 s.). Die Quellennachweise (164 s.) zu diesem Abschnitte führen u. a. auch eine Anzahl von Übersetzungen in europäischen Sprachen an, die auch einem Nichtfachmann gestatten, sich ein Bild von der Theaterkunst der Armenier zu machen.

Die angefügten Urteile der rumänischen und armenischen Presse von Bukarest (169 ss.) geben ein Bild von dem Anklang, den M.s Ausführungen gefunden haben. Alle wichtigeren Artikel liegen rumänisch mit französischer Übersetzung vor. Sie alle berechtigen uns, zu betonen, welch wertvolle Dienste M. den Armeniern auch mit diesen Vorträgen erwiesen hat, ein wie eifriger Erforscher und Verteidiger der armenischen Kultur er ist, einer Kultur, die es verdient, so hervorragende Verfechter zu besitzen.

—

Binyon, Laurence: **The Poems of Nizami**. London: The Studio Ltd. 1928. (VIII, 30 S., 16 Taf.) 2°. 30 sh. Bespr. von E. Diez, Wien.

Das Buch ist eine Publikation der schönsten persischen Miniaturenhandschrift, die heute existiert, durch wahrhaft mustergültige farbige Autotypien von der Größe der Originale. Es sind die berühmten vierzehn Illustrationen zu Niẓāmī's fünf großen Versdichtungen, bekannt als „Die fünf Schätze des Niẓāmī", die das British Museum seit 1880 besitzt. Das Manuskript wurde vom Kalligraphen Shāh Maḥmūd Nīshāpūrī von 1539—43 geschrieben. In die Illustrationen teilten sich die berühmtesten Maler am Hofe des Shāh Ṭahmāsp: Mīrak, Sulṭān Muḥammed, Mīr Saijid 'Alī, Mīrzā 'Alī und Muẓaffar 'Alī.

Vielleicht um die Fünfzahl auch in der Disposition des Textes einzuhalten, teilte Binyon seinen Text ebenfalls in fünf Abschnitte: Das Manuskript, Shāh Ṭahmāsp und seine Maler, Malerei in Persien, Das Leben des Niẓāmī und Die fünf Gedichte. Es sind dies: Die Fundgrube der Geheimnisse, Khosrau und Schīrīn, Lailā und Maǧnūn, Die sieben Bildnisse und das Buch von Alexander. Aus der „Fundgrube der Geheimnisse" sind drei Erzählungen illustriert: Nūschirwān horcht den Gesprächen der Eulen in der Palastruine zu, Die alte Frau beklagt sich bei Sulṭān Sanǧar und Das Duell der Ärzte. Davon ist die erste von Mīrak signiert, während die beiden anderen unsigniert blieben. Zur Geschichte von Khosrau und Schīrīn gehören fünf Illuminationen: Schāpūr zeigt Schīrīn das Bildnis Khosraus, von Mīrzā 'Alī; Khosrau erblickt die badende Schīrīn, von Sulṭān Muḥammed; Schāpūrs Rückkehr zu Khosrau, von Mīrak; Der thronende Khosrau, von Mīrak; Khosrau und Schīrīn hören am Abend den Geschichten von Schīrīns Mägden zu, von Mīrak, endlich Der lautenspielende Barbed vor Khosrau, von Mīrzā 'Alī. Die Geschichte von Lailā und Maǧnūn erhielt zwei Illustrationen: Maǧnūn wird von einer Bettlerin in Ketten zu Lailās Zelt geführt, von Mīr Saijyd 'Alī und Maǧnūn unter den wilden Tieren in der Wüste, von Mīrak. Die Geschichte der sieben Bildnisse (*haft paikar*), i. e. von den Portraits der sieben Prinzessinnen, die Bahrām Gūr eines Tages im Palaste fand und die er alle als Frauen heimführte, ist geschmückt mit der Himmelfahrt Muḥammeds, die zur Einleitung gehört und unbezeichnet blieb; mit Bahrām auf der Löwenjagd, von Sulṭān Muḥammed und mit Bahrāms Jagd des wilden Esels, von Muẓaffar 'Alī. Das Buch Alexanders endlich blieb unillustriert. Es sei noch bemerkt, daß alle Signaturen außer der erstgenannten des Mīrak später von anderen Händen eingezeichnet wurden, somit nur als Zuschreibungen gelten dürfen. Binyon hält es jedoch für wahrscheinlich, daß sie aus der Zeit und zutreffend sind.

Der Text dieses für Kunsthistoriker und Orientalisten wie für Sammler und Liebhaber persischer Malerei gleich unschätzbaren Buches ist in der Binyon eigenen, sachlichen, anregenden und stilistisch meisterhaften Art geschrieben und bringt alles, was zum Verständnis und zur Schätzung der Malereien wissenswert ist. Besonders erwünscht war in diesem Rahmen die Wiedergabe der Erzählungen, die den Illustrationen zugrunde liegen, da sie Nichtorientalisten nicht ohne Mühe zugänglich sind. Kein Zweifel, daß über die geradezu erstaunlichen Formqualitäten dieser Meisterwerke orientalischer Malerei noch vieles zu sagen wäre, ja daß ein deutscher Formanalytiker von heute ein Buch darüber schreiben könnte. Binyon deutet davon nur das Nötigste an und hütet sich bewußt, den geplanten Rahmen des Buches

1) Ich behalte hier und im folgenden der Einfachheit halber M.s französisierende Umschreibungen der Namen bei.

durch ästhetischen Ballast zu sprengen. Der englische und amerikanische Leser liebt seminaristische Ausführungen dieser Art nicht, der deutsche Formalist aber kann sich ja nunmehr mit diesem herrlichen Material an den grünen Tisch setzen.

Indologie, Malaia.

[Lanman:] Indian Studies. In Honor of Charles Rockwell Lanman. Cambridge: Harvard University Press 1929. (X, 258 S.) 4°. 22 sh. 6 d. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Diese Festschrift, deren Korrekturen schon 1926 gelesen wurden, während sie erst 1929 erschien, was zur Entlastung der Verfasser festgestellt sei, enthält 27 Beiträge, die sich auf folgende Gebiete der Indologie beziehen: Sprache und Grammatik, Inschriften, Veda, Buddhismus, Religionswissenschaft, Philosophie, Poetik und Kunstdichtung, Mathematik, Staatsrecht, Moderne Volksepik, Indo-Iranisches.

Da es hier nicht angeht, jeden Artikel kritisch zu behandeln, begnüge ich mich mit der Aufzählung der Autoren und Überschriften unter möglichst kurzer Feststellung des wesentlichen Ergebnisses.

1. A. Meillet: „La flexion de *pánthāḫ* en védique, et les nominatifs en — *ēs* du latin".

In einem nachträglichen Zusatz weist Verf. auf Arbeiten hin, die nach Absendung seines Aufsatzes erschienen sind (H. Pedersen, La cinquième déclinaison latine, Kopenhagen 1926; J. Wackernagel, KZ LV, 104 fg. 1927; Stolz-Leumann, Lateinische Grammatik 1928) und erklärt sich in wichtigen Punkten einverstanden, in anderen nicht; so lehnt er *ā* in *pánthāḫ* als zum Stamm gehörig ab und entsprechend *i* in ved. *pathíbhiḫ* als Ablaut zu *ā*.

2. M. Bloomfield: „On diminutive pronouns in Jaina Sanskrit".

Nach Zusammenstellung solcher Diminutiva, die teils schlechte, teils gute Bedeutung haben, kommt Verf. zu dem Schluß, daß die Jinisten diese Bildungen aus der theoretischen Grammatik geschöpft haben.

3. F. Edgerton: „Notes on Jaina Māhārāṣṭrī".

Ergänzungen und Korrekturen zu Jacobis Ausgewählten Erzählungen und J. J. Meyers Übersetzung.

4. D. Andersen: „Miscellanea Pālica".

5. S. Lévi: „L'inscription de Mahānāman à Bodh-Gaya".

Von dieser Inschrift, die von Fleet in Gupta Inscriptions (no. 71) 1888 herausgegeben und übersetzt ist, erklärt Verf. die beiden ersten Strophen neu auf Grund der in den letzten 40 Jahren neugewonnenen buddhistischen Forschungsergebnisse.

6. E. J. Rapson: „The date of the Āmohinī votive tablet of Mathurā".

Verf. verteidigt gegen Lüders Ep. Ind. IX, 243 fg. seine Ansicht, daß das in der Inschrift gegebene Datum als 42 = 17—16 v. Chr. zu lesen sei.

7. S. Konow: „Remarks on a Kharoṣṭhī inscription from the Kurram Valley".

Transkription und Übersetzung der aus Kaniṣkas Zeit stammenden Inschrift. Flexion und Phonetik ihres nordwestlichen Prakrits wird erörtert.

8. Karl F. Geldner: „Das Vipānam im Rigveda".

Neue Deutung des Wortes *surâma* und daraufhin neue Übersetzung von RV. 10, 131, 4—5, die für die Indra-Namuci-Sage von Bedeutung ist.

9. C. Formichi: „On the real meaning of the dialogue between Yājñavalkya and Maitreyī".

Deussens und Oldenbergs Deutung wird abgelehnt, gemeint sei die unaussprechliche Transzendenz des Ātman.

10. J. Takakusu: „The date of Vasubandhu, the great buddhist philosopher".

Verf. findet seine 1905 vorgelegte Ansicht, daß Vasubandhu 420—500 n. Chr. gelebt habe, durch keine der zahlreichen neuen Erörterungen des Problems widerlegt. Ihm schließen sich im gleichen Sinne die beiden folgenden Gelehrten an.

11. T. Kimura: „The date of Vasubandhu seen from the Abhidharmakośa".

12. G. Ono: „The date of Vasubandhu seen from the history of buddhist philosophy".

13. H. Ui: „Maitreya as an historical personage".

Der Bodhisattva Maitreya war ursprünglich ein menschlicher Lehrer des Asaṅga. Es werden ihm vom Verf. bestimmte Werke zugeschrieben. Für seine Zeit wird 350 n. Chr. als terminus ad quem angesetzt, wogegen sich Takakusu in einer Schlußnote wendet.

14. C. A. F. Rhys Davids: „The well — τὸ εὖ".

Über die negative Ausdrucksweise der buddhistischen Mönche (anatta, nibbāna) und den Laienstandpunkt.

15. E. W. Hopkins: „Buddhistic Mysticism".

Verf. scheint die Absicht zu haben, dem alten Buddhismus die Mystik abzusprechen. Mystik ist nach seiner Definition „oneness with reality". Ein solches Ziel hat der Buddha nicht, obwohl es ihm Rhys Davids fälschlich zugeschrieben hat. Iddhis, Abhiññas, Jhānas sind nicht als mystisch anzusehen.

16. L. de la Vallée Poussin: „Extase et spéculation".

Die buddhistischen Mönche zerfallen in zwei Gruppen: die einen erstreben Dhyāna, die andern Prajñā. Sie neigen dazu, sich gegenseitig gering zu schätzen, aber der Buddha fordert beide Ziele.

17. J. H. Woods: „Integration of consciousness in Buddhism".

Erklärung, Text und Übersetzung eines kurzen Stückes aus Dharmapālas Kommentar zu Visuddhi Magga 7, 203.

18. P. Masson-Oursel: „L'autonomie spirituelle selon la pensée indienne".

19. H. Jacobi: „Mīmāṃsā und Vaiśeṣika".
Die wichtige und umfassende Darlegung kommt zu dem Schluß, daß das Mīmāṃsāsūtra zwischen 300 und 200 v. Chr., das Vaiśeṣikadarśana im ersten vorchristlichen oder nachchristlichen Jahrhundert anzusetzen sei.

20. A. B. Keith: „Daṇḍin and Bhāmaha".
Gegen Jacobi's Aufsatz SBA. 1922, 210 fg.

21. S. K. Belvalkar: „Śṛṅgāric elaboration in Śakuntalā act III".

22. F. W. Thomas: „A Rāmāyaṇa story in Tibetan from Chinese Turkestan".
Die Manuskripte aus der Zeit 700—900 n. Chr. Inhalt im allgemeinen nach der Mahābhārata-Fassung im Vanaparvan, aber sehr merkwürdige Abweichungen in Ereignissen und Namen. Verf. gibt Vermutungen über die Quelle, dann Inhaltsangabe mit einzelnen Textproben tibetisch und englisch.

23. A. W. Ryder: „How to live happily on nothing a year".
Poetische Übersetzung einiger Mahābhārata-Verse.

24. W. E. Clark: „Hindu-Arabic numerals".
Verf. sucht ausführlich zu beweisen, daß ein Zeichen für die Null um 600 n. Chr. in der allgemeinen indischen Literatur bekannt war und 9 Zeichen mit Stellenwert am Ende des 5. Jahrh. n. Chr.

25. J. Jolly: „Über die spätere Entwicklung des indischen Staatsrechts".
Charakterisierung des von K. P. Jayaswal 1924 herausgegebenen Rājanītiratnākara (14. Jahrh. n.Chr.) und einiger ähnlicher Werke.

26. G. A. Grierson: „The birth of Lōrik".
Unter dem Hirtenstamm der Ahīrs (Abhīras) gibt es ein großes Volksepos über ihren Stammeshelden Lōrik. Von den im Magahī-Dialekt der Bihārī-Sprache aufgezeichneten ersten beiden Kapiteln gibt Verf. eine Übersetzung nebst Bemerkungen über das Fortleben Indras unter den Hindus Nordindiens.

27. A. V. W. Jackson: „Three Indo-Iranian notes".

Erforschung der indogermanischen Sprachen, Band IV, 1. Hälfte. Indisch. Von Walther Wüst. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1929. (VIII, 111 S.) gr. 8° = Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft II = Grundriß der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde II, 4, 1. RM 12 —. Bespr. von H. Losch, Bonn.

Der schwierigen Aufgabe, auf dem verhältnismäßig geringen verfügbaren Raum eine Geschichte der indischen Philologie zusammenzudrängen, hat sich der Verfasser mit Geschick entledigt. Ihn leitete die richtige Erkenntnis, daß für seine Zwecke nur eine stofflich-sachliche Darstellungsart in Frage kam, die die richtige Mitte zwischen Fachwissenschaft und allgemeiner Belehrung hält. Wüst verschafft einen knappen, aber klaren Überblick über die einschlägigen Materien. Den Zwecken des Werkes entsprechend verweilt er länger bei den sprachgeschichtlich bedeutsamen Quellen, um dann eine gute Charakteristik der Sprache innerhalb der Indogermanistik entsprechend dem derzeitigen Forschungsstand zu geben. Weiterhin zeigt er den Weg durch die einheimische und europäische Grammatik und Lexikographie. Hier und im Abschnitt über Wortforschung lenkt er durch Hinweis auf noch zu lösende Probleme die Aufmerksamkeit des Anfängers in dankenswerter Weise auf bisher noch wenig berücksichtigte Arbeitsgebiete. Im „Überblick und Ausblick" faßt W. bereits Geleistetes kurz zusammen und deutet die Zukunftsaufgaben an, die der indischen Philologie noch gestellt sind. Eine „Bibliographie zur Gesamtdarstellung", deren besonderer Wert in der Namhaftmachung der wichtigsten Zeitschriften und Serien besteht, und ein Gelehrtenverzeichnis beschließen die Arbeit, die für den Studierenden einen zuverlässigen Führer über die derzeitige Lage der indischen Philologie abgibt und auch den Fernerstehenden über den Stand der Forschung bis in die jüngste Zeit ausgezeichnet zu orientieren vermag.

Hillebrandt, Alfred: **Vedische Mythologie.** 2., veränd. Aufl. in 2 Bänden. 2. Band. Breslau: M. & H. Marcus 1929. (X, 496 S.; 1 Porträt.) gr. 8°. RM 33 —; geb. 35 —. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Den ersten Band der Hillebrandt'schen Veda-Mythologie habe ich an dieser Stelle, Jahrgang '28, Sp. 613—615 besprochen. Zwischen jene Anzeige und die heutige, die den Abschluß des bedeutsamen Werkes anzeigen soll, fällt meine Herausgebertätigkeit an eben diesem abschließenden zweiten Band. Ich fasse mich deshalb aus verständlichen Gründen kurz — trotz der freundlichen Aufmunterung durch Herrn Prof. Otto Strauß, dem ich dafür auch an dieser Stelle verbindlichst danken darf.

Die Gesichtspunkte, von denen wir uns bei der Drucklegung leiten ließen, hat der Mitherausgeber, L. Scherman, im „Vorwort" bezeichnet. Seinen Bemerkungen ließe sich vielleicht noch zufügen, daß mit besonderer Sorgfalt die auf die 1. Auflage abgestimmten zahlreichen Zitate der veränderten Form angeglichen wurden, während zerstreute Bleistiftnotizen am Schlusse des Manuskriptes nach reiflicher Prüfung als nicht druckreif ausgeschieden werden mußten.

Auch in dieser neuen Fassung bedeutet der 2. Band einen Höhepunkt vedischer Forschung und Philologie. Warum, habe ich a. a. O. näher begründet. Ob und wieweit dieser Höhepunkt dermaleinst überschritten werden kann, läßt sich heute noch nicht näher sagen. Vermuten kann man jedoch, daß dabei der Vordere

Orient (s. P. Kretschmers Indra-Ausatz in den „Kleinas. Forschungen" Bd. 1, Heft 2), die Harappa-Funde (namentlic hin ihren noch näher zu untersuchenden Bezügen zum Atharvaveda), die Benutzung seither edierter Brāhmaṇas und endlich die besonnere Verwertung der Etymologie eine Rolle spielen werden.

Ich schließe, indem ich auch diesen Band dem entsprechenden 3. Band der 1. Auflage tabellarisch gegenüberstelle, um ein genaueres Bild seines Aufbaues und der vorgenommenen Änderungen zu vermitteln:

II²	
Vorwort (von *L. Scherman*) p. V—VI	
Inhalt (von *W. Wüst*) p. VII—X	
Die Āditya's p. 1—100	= III¹, p. 1—110
Savitṛ u. die Ṛbhu's p. 100—137	= III¹, p. 111—154
Indra u. die Marut's p. 137—294	= III¹, p. 155—344
Vāyu p. 137—142; 294—298	= III¹, p. 326—331
Parjanya, Āpaḥ usw. p. 298—311	= III¹, p. 331—344
Viṣṇu, Pūṣan p. 311—341	= III¹, p. 345—378
Soma-Pūṣan p. 341—343	= I¹, p. 456—458
Vivasvat u. Yama p. 343—372	= I¹, p. 474—535
Tvaṣṭṛ, Viśvarūpa usw. p. 372—387	
Kleinere Götter p. 387—401	= III¹, p. 397—410
Manen, Dämonen. Asura's p. 402—432	= III¹, p. 411—444
Rudra p. 433—462	= II¹, p. 199—208
Stellenverzeichnis (von *W. Wüst*) p. 463—479	
Namen- u. Sachverzeichnis (von *W. Wüst*) p. 479—489	
Verzeichnis der Abkürzungen für Bd. 1 *u.* 2 (von *W. Wüst*) p. 489—495	
Berichtigungen (von *W. Wüst*) p. 496.	

Konow, Sten: **Ein Beitrag zur Geschichte des Buddhabildes.** Sonderabdruck aus den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wissenschaften, Phil.-Histor. Klasse 1928. XXIX. Berlin: Verlag der Akademie der Wissenschaften, in Komm. bei W. de Gruyter & Co. 1928. (12 S.) 4° RM 1 —. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Eine kritische Betrachtung der chronologischen Grundlagen für die Frühzeit des vorderindischen Buddhabildes. Fouchers These vom Ursprung des Buddhabildes aus hellenistisch-indischer Mischzivilisation in Gandhara ist neuerdings von Coomaraswamy („The Origin of the Buddha Image" New York 1927) bestritten worden: das Buddhabild habe seinen Ursprung in indischer bhakti und seine Exemplare in Mathurā seien älter als die aus Gandhara. Auch K. glaubt nicht „daß wir berechtigt seien, ohne weiteres anzunehmen, daß die Darstellung des Religionsstifters von Anfang an der Gandhara-Kunst gehörte". Marshalls Ausgrabungen in Taxila haben Buddhadarstellungen zutage gefördert, die M. der 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. zuweist, aus ihrem Fehlen in älteren Schichten ergäbe sich, daß G.-Kunst in T. seit dem 1. Jahrh. blüht, Buddhabilder daselbst aber erst später auftreten. Die Hauptmasse der G.-Skulpturen findet sich westlich des Indus, darunter 2 Buddhabilder (von Loriyān Tangai und Hashtnagar), die 318 und 384 datiert sind. Für die Berechnung dieser Zahlen sind Vikrama-Ära, Kaniska-Ära, Seleukiden-Ära und eine hypothetische Maurya-Ära herangezogen worden. K. führt aus, daß für Funde dieser Art nur die Kaniska-Ära in Frage komme. Er verweist auf eine kürzlich gefundene Darstellung des Besuches Indras beim Buddha, in Mamāne Ḍheri (im Chārsadda Tahsīl des Peshāwar District) zutage gekommen, „die am 5. Mārgaśira des Jahres 89 datiert ist". . . . „Aus paläographischen und grammatischen Gründen ergibt sich mit Sicherheit, daß das Datum nach der Kaniṣka-Ära berechnet werden muß." Marshalls Ausgrabungen in Taxila haben gezeigt, daß Kaniṣka aller Wahrscheinlichkeit nach im 2. Jahrh. v. Chr. regiert hat. Der Fund erlaubt „eine Buddhadarstellung der G.-Kunst relativ im Verhältnis zu Kaniska zu datieren, . . . ich kann nicht sehen, wie es weiterhin möglich sein wird, Buddhadarstellungen aus derselben Nachbarschaft, wie die Hashtnagar-Statue, ein paar Jahrhunderte früher anzusetzen, durch Heranziehung von Zeitrechnungen, von denen wir nirgends erfahren, daß sie in Indien je gebraucht worden sind. Denn das Datum auf der Platonmünze, die „somewhere in Central Asia" gefunden worden ist, kann nichts für die Verwendung der seleuzidischen Ära in Indien beweisen, und die Maurya-Ära ist einfach eine Konstruktion". . . . „Die datierten Buddhastatuen aus G. sind somit viel jünger, als bis jetzt angenommen wurde, und sie würden die Annahme Coomaraswamys, daß das Buddhabild in der Mathurā-Schule entstanden ist, nicht widerlegen." Freilich, wendet K. gegen C.s zu generelle These ein, schließt der Ursprung des Buddhabilds in Mathurā einmal hellenistische Stileinflüsse nicht aus, da Mathurā schon im 1. Jahrh. v. Chr. dem indoskythischen Reiche einverleibt war und mit dem Nordwesten in enger Verbindung stand, wo es schon in skytho-parthischer Zeit eine hellenistische Kunst gab, und andrerseits ist auch bhakti im Norden schon fürs 2. Jahrh. v. Chr. durch die Weihinschrift des Griechen Heliodor von Taxila bezeugt. Andererseits weist die Bodhisattvastatue des Bala in Mathurā auf engere Zusammenhänge der dortigen Kunst mit der altbuddhistischen hin. Für Fouchers construierten Schöpfer des Buddhabildes in Gan-

dhāra, „Eurasien, artiste de son père grec, bouddhiste de sa mère indienne" bleibt freilich nach K. kein Raum. Man wird diesen Zwitter aus der gelehrten Retorte seinem verehrungswürdigen Erzeuger anheimgeben müssen. — Ergänzend ließe sich sagen, daß die sitzende Asketengestalt, die uns durch die buddhistische Ikonographie so geläufig ist, zum ältesten Bestande vorarisch-indischer Hochkultur gehört: sie ist durch eine blaue Fayenceplatte von Mohenjo-Daro bezeugt (vgl. Marshalls Report), dieser Typus konnte zu irgend einer Zeit aus der alt-indischen Erbmasse wieder auftauchen und bedurfte keinerlei hellenistischen Einflusses dazu. Im Buddhabilde ist er nicht zu trennen vom gleichzeitigen Jinabilde (Pārśvanātha), und beide leiten sich organisch aus Nāgabildern her, den verbreiteten Kultfiguren des alt-indischen Schlangenkults, aus denen der Hinduismus die Bilder Vischnus auf Śeśa sitzend (z. B. in Bādāmi) entwickelt hat. Das eigentliche Problem der älteren Buddha-Ikonographie: die Wandlung der Buddhadarstellung von den Symbolen seiner Gegenwart (Fußspuren, Sonnenschirm, bodhisitz) zur leibhaften Darstellung ist keine Angelegenheit künstlerischer Willkür oder handwerklicher Routine (oder gar biographischer Voraussetzungen eines erfundenen Mischlings), sie wird nur verständlich aus dem Wandel der Interpretation der Buddhalehre durch ihre Schulen, d. h. in ihr spiegelt sich die sich entwickelnde Selbstauffassung des Buddhismus, die vom Hīnayāna zum Mahāyāna fortschreitet. Wie das geschieht, habe ich in meinem Artikel über indische Kunst in „Religion in Geschichte und Gegenwart" (1929) anzudeuten versucht.

Waldschmidt, Ernst: **Die Legende vom Leben des Buddha.** In Auszügen aus den heiligen Texten. Aus dem Sanskrit, Pali und Chinesischen übersetzt und eingeführt. Mit vielen zum Teil farbigen Illustrationen wiedergegeben nach tibetischen Tempelbildern aus dem Besitz des Berliner Museums für Völkerkunde. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag 1929. (248 S.) 8°. RM 5 —. Bespr. von W. Stede, London.

Hiermit sind wir endlich und endgültig, wie es scheint, vom geschichtlichen Leben des Buddha abgekommen und finden die Episoden seines Lebens und Sterbens als Legende vorgeführt. Es ist dieser Versuch, ein Heiligenleben ersten Ranges darzustellen, bei dem das Leben eine Kristallisierung allgemeinmenschlicher Anschauungen, Dichtungen, Hoffnungen ist, mit Freuden zu begrüßen, umsomehr, als sich dieser Versuch in ein wunderschönes, angemessenes Gewand kleidet und sich einer ebenso schönen, angemessenen Sprache bedient.

Und wie voll und ganz, wie tief und überzeugend tritt uns der Geist des Buddhismus hier entgegen! Wo mit der Handlung und Schilderung von Begebenheiten die beschauliche Betrachtung und die sich aus ihr ergebende Lehre eng verschlungen ist und sich dem Leser ganz selbstverständlich, leise mahnend oder wuchtig aufrüttelnd vor Augen stellt und an sein Herz greift!

Alles das ist so phantasievoll, daß man sagen muß: es gibt kein größeres Kunstwerk als das Leben Buddhas, es gibt keinen tieferen Geist als den indischen Geist und keine wunderbarere Schöpferkraft als die des fernen Orients, wo Wahrheit und Dichtung in eins fließen, wo Dichtung Wahrheit und Wahrheit Dichtung, d. h. Wirklichkeit in höchster Potenz ist.

Das alles klingt wie ein „Märchen aus uralten Zeiten" und läßt uns den Zauber der Märchenwelt voll an uns erfahren. Sein und Nichtsein reichen sich die Hand, Freude und Schmerz, Gut und Bös', Weltentsagung und Weltgenuß fallen als Licht und Schatten auf die Bühne der Begebenheiten, wo sich Götter und Menschen, Götter als Menschen, Menschen als Götter tummeln, und auf der die Gestalt des Erhabenen, Erleuchteten „jenseits von Gut und Bös", jenseits von Mensch und Gott, in ihrer Herrlichkeit und Eindringlichkeit alles überragt, alles zu sich emporzieht.

Es ist überflüssig, ein solches Buch zu kritisieren. Ich kann nur das eine sagen, daß dem Verfasser die Übersetzung vorzüglich gelungen ist, und daß sie den Geist des Originals trefflichst wiedergibt. Da die zuständige Wissenschaft sich in diesem Falle aus Philologie in Psychologie wandelt, braucht die Kritik sich nicht auf Wortklauberei zu beziehen, sondern muß den Gedanken, der diesem Unternehmen zugrunde liegt, aufspüren und ihn zu würdigen suchen. In letzterer Hinsicht verdient er hier die höchste Anerkennung.

Völlig der Märchenpracht angemessen und den Feencharakter des Buches erhöhend sind die schönen Illustrationen, welche aus 5 tibetischen Tempelbildern (Reproduktionen aus dem Berliner Museum für Völkerkunde) bestehen und hier zum ersten Male veröffentlicht sind. Die unmittelbar der Übersetzung zugrunde liegende Erzählungsquelle ist die chinesische Version der Mūlasarvāstivādin-Legende. Dazu kommt an zweiter Stelle der Lalitavistara, und endlich als drittes Werk das Mahāparinibbāna Sutta des Dīghanikāya.

Zimmer, Heinrich: **Anbetung Mir.** Indische Offenbarungsworte. Aus dem Sanskrit ins Deutsche gebracht. München: R. Oldenbourg 1929. (56 S.)

8°. = Der indische Geist, Texte zum Wesen der indischen Welt, hrsg. von Heinr. Zimmer. RM 3.20. Bespr. von E. Abegg, Zürich.

Wer glauben sollte, daß mit den Upanishaden und der Bhagavadgītā die kostbaren Werke der indischen Religion und Philosophie erschöpft seien, wird durch diese Übersetzung eines Besseren belehrt. Die Bhagavadgītā ist durchaus nicht das einzige, wenn auch das in Indien und im Abendland bekannteste Zeugnis jener Geistesströmung, die die Gedanken der Upanishads und der aus ihnen erwachsenen Systeme und Bekenntnisse als ein Ganzes zu schauen und wiederzugeben sucht, das für unser Empfinden oft widerspruchsvoll erscheint, für den Inder aber eine organische Einheit ist. Neben ihr verdient die Aṣṭāvakra-Gītā einen Ehrenplatz, wenn sie auch an Alter weit hinter ihr zurücksteht (herausgegeben in „The Gitasangraha or a collection of Gitas" Part I, Poona 1915, bis jetzt in keine europäische Sprache übersetzt, in keiner Literaturgeschichte auch nur genannt). In einem Beiwort gibt Zimmer in fein geschliffenen Formulierungen, die gern in Worte des Textes selbst ausmünden, eine geistvolle, auf kongenialer Einfühlung beruhende Zusammenfassung der Leitgedanken. Im Gegensatz zu jenen Autoren, die bestrebt sind, die vielfach sich verschlingenden Ideen derartiger Werke kritisch auseinanderzulösen — wobei erfahrungsgemäß ihr Leben entweicht — ist hier nichts Fremdes hineingetragen, keinerlei europäische „Korrektur" angebracht.

Die Wiedergabe des Textes selbst ist eine neue Probe der seltenen, in ihrer Eigenart noch nie erreichten Übersetzungskunst des Verf., wie er sie schon in „Karman, ein buddistischer Legendenkranz" (München 1925) geübt hat. War dort, bei einem Werke der Erzählungsliteratur, die Aufgabe verhältnismäßig einfach, so bereitet die Aṣṭāvakra-Gītā einer Übersetzung außerordentliche Schwierigkeiten durch ihre oft nur andeutende, sprunghafte, gelegentlich gewollt-dunkle Diktion. Der Verf. hat diesen Charakter des Textes auch in seiner Übersetzung gewahrt, bis zu einem Grade, der das Verständnis oft nicht leicht macht; aber die Mühe wird reich gelohnt, führt diese Wiedergabe doch so nahe ans Original heran als dies überhaupt möglich ist. Den vollen Genuß von Zimmers unvergleichlicher Interpretationsgabe wird freilich nur der haben, der das Original vergleichen kann; nur er wird die Meisterschaft solcher Übersetzung voll zu würdigen verstehen.

Kellermann, Bernhard: **Der Weg der Götter.** Indien/Klein-Tibet/Siam. Berlin: S. Fischer-Verlag 1929. (251 S.) gr. 8°. RM 7 —; geb. 10 —. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Der deutsche Dichter Bernhard Kellermann, den eine stattliche Gemeinde in seinen Erzählwerken „Ingeborg", „Der Tunnel", „Yester und Li" dankbar und sehr verehrt, ist in den letzten Jahren zum Orientfahrer geworden. Er hat sich vor nicht langer Zeit auf „Persiens Karawanenstraßen" herumgeschlagen, um darnach noch weiter nach Osten zu flüchten und den „Weg der Götter" zu ziehen. „Weg der Götter", das heißt für den Dichter, wenn ich ihn recht verstanden habe — denn er selbst deutet den Titel an keiner Stelle seines Buches — etwa soviel wie „Weg des Buddha". Und in der Tat sieht man dies auch den einzelnen Wegstationen an. Der Verf. beginnt seine Karawanenreise in Srinagar, zieht über Dras, Kargil nach Leh und zurück, schließt große Autofahrten an, die ihn wiederum von Srinagar nach Peshawar, Khyber Paß, Attock, Rawalpindi, Lahore bringen und besucht von da die großen Erinnerungsstätten des Islam und Hinduismus: Delhi, Aligarh, Mathura, Agra, Alwar, Dschaipur, Benares, Kalkutta. Ein Abstecher führt nach Bodh-Gaya und die ganze Reise endet, idyllisch und ein wenig melancholisch, in den Wäldern Kambodschas, auf den Strömen Siams. Eine Reise, wird man sagen, wie sie in den letzten Jahren dank den bequemen Verkehrsverhältnissen der Neuzeit viele machen, und doch wird man die des Verf. darunter nicht missen wollen. Denn er hat in den 24 Kapiteln seines Buches einen formvollendeten Bericht dessen gegeben, was Dichteraugen in einem fremden Lande sahen, und Dichteraugen sehen anders als die von Globetrottern, Kaufleuten, Verwaltungsbeamten und Gelehrten. Bemerkenswert sind die kritischen Urteile, die gegen Englands Kolonialwesen wiederholt und ungeschminkt fallen, lesenswert die farbenreichen Schilderungen von Ladakh, eine Zierde die 49 Abbildungen und photographischen Aufnahmen, von denen die Nummern 1, 3, 6 besonders prachtvoll wirken. Kleine Unrichtigkeiten stören nur hie und da; eine Kartenskizze hätte sicher genützt.

Ins Allgemeine gewendet mag der Satz gelten, daß Dichtern dreierlei Versuchung droht, sofern sie über einen Gegenstand wie Indien geraten. Sie können ihrem Stil entfremdet werden, sie können zweitens als blumige Schwätzer entlarvt dastehen und sie können letztens den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Gesamtkunstwerk schnöd verlieren. Der Dichter ist dieser dreifachen Gefahr nicht erlegen. In diesem Buche schreibt wirklich Kellermann, wie eben nur Kellermann schreibt, und wir mögen auch diesen Band seinen übrigen zugesellen oder in jene besondere Ecke unserer Bibliothek einstellen, wo bereits Waldemar Bonsels, Hermann Hesse, Leopold von Wiese, in einer Außenseitergruppe vereinigt, warten.

Hooykaas, Christiaan: **Tantri, de Middel-Javaansche Pancatantra-Bewerking.** Leiden: A. Vros 1929. (133 S., 1 Taf.) 4°. Bespr. von Johannes Bolte, Berlin.

Über die hinter- und inselindischen Rezensionen des Pañcatantra hat Johannes Hertel 1914 im 10. Kapitel seiner gekrönten Preisschrift über dieses Märchenwerk zusammenfassend gehandelt. Dazu liefert die vorliegende gründliche Untersuchung von Hooykaas eine dankenswerte Ergänzung. Die in Leiden aufbewahrten Handschriften von malayischen Pañcatantra-Bearbeitungen (nicht Übersetzungen) zerfallen in zwölf Gruppen, unter denen schon Brandes als die drei ältesten festgestellt hat: die wohl bereits um 1500 bekannte Prosafassung Tantri Kāmandaka und zwei davon abhängige dichterische Bearbeitungen: Tantri b im Kadiri-Metrum und Tantri a im Dĕmung-Metrum. Eigentümlich ist allen dreien die uns aus 1001 Nacht geläufige, aber auch in Indien bekannte Einrahmung: der nur auf Sinnengenuß bedachte und jeden Abend nach einer neuen Frau begehrende König Eçwaryapāla wird durch Tantri, die kluge Tochter seines Ministers, und ihre nächtlichen Erzählungen

zu besserer Lebensauffassung geführt; nach dieser Erzählerin ist das ganze Werk benannt worden. Unter ihren 32 Erzählungen befinden sich verschiedene neue, im Pañcatantra fehlende Stoffe, die zum Teil in der laotischen Fassung Mulla Tantai und im siamesischen Nonthuk paharana wiederkehren. Hooykaas gibt auf S. 58—116 in einem Parallelabdruck den Inhalt der drei javanischen und der laotischen und siamesischen Bearbeitungen wieder und zeigt durch eine Tabelle, die der bei Hertel S. 343 gegebenen nachgebildet ist, die Entsprechungen zu 10 indischen Pañcatantra-Rezensionen. Auf S. 118—126 weist er eine große Zahl der eingestreuten Ślokas in Böhtlingks Sammlung indischer Sprüche nach. Aus den Übereinstimmungen, welche die hinter- und inselindischen Bearbeitungen miteinander im Gegensatz zu den vorderindischen erkennen lassen, zieht er den einleuchtenden Schluß, daß ihnen allen ein verlorenes Sanskritwerk aus der Zeit von 1500 zu Grunde liegen muß.

Rutter, Owen: **The Pagans of North Borneo.** With an Introduction by C. G. Seligman. With 75 Plates in two Colours, 11 Diagrams and 2 Maps. London: Hutchinson & Co. 1929. (288 S.) gr. 8°. 30 sh. Bespr. von H. A. Winkler, Tübingen.

Der Verf. behandelt die nichtmuhammedanischen Eingeborenen Britisch-Nordborneos, die in die beiden Hauptgruppen der Dusuns im ebenen Küstengebiet und in dessen Hinterland und die Muruts im Bergland nach Sarawak und der holländischen Grenze zu zerfallen. Der Verf. war jahrelang als Verwaltungsbeamter im Lande. Neben seinen persönlichen eingehenden Forschungen standen ihm die Mitteilungen anderer Beamter zur Verfügung, über das einheimische Recht sogar eine systematische Sammlung, die vom Gouvernement seinerzeit veranstaltet worden war. Im Vorwort nennt R. als hervorragendsten Mitarbeiter A. B. C. Francis †. In gemeinsamer Arbeit mit ihm sollte die vorliegende Untersuchung ursprünglich herausgegeben werden.

R. schickt einen Überblick über die geographischen Verhältnisse voraus und weist dabei auf den Einfluß guter oder schlechter Verbindungswege auf den politischen Horizont der Eingeborenen hin. Nach einer Charakteristik der einzelnen Stämme orientiert R. über die Kleidung, Bewaffnung, die Dörfer, soziale Organisation und die Ernährung. Zu erwähnen ist besonders die hochentwickelte, vielleicht von China eingeführte Naßkultur des Reises bei den Dusuns. Weiter zeigt uns R. den Eingeborenen als Sammler der Dschungelprodukte, Jäger, Fischer und Schiffer, lehrt uns seine Musikinstrumente, seine Tänze und Lieder kennen. Die kunstgewerblichen Erzeugnisse: Flechtarbeiten, Metallarbeiten, Waffen zeigen einen hochentwickelten Sinn für schöne Formen. Im Kapitel über den Handel sieht man am deutlichsten den Einfluß des britischen Regimes. Dank der Befriedung des ganzen Gebietes wird auch das schwer zugängliche Hinterland dem Handel erschlossen. R. hebt besonders die Rolle des chinesischen Krämers hervor, der als Pionier des Handels dem englischen Beamten folgt, an entlegenen Punkten sich festsetzt und allmählich die selbstgenügsamen Eingeborenen zu Käufern und Verkäufern erzieht. R. ist über diese Rolle des Chinesen erfreut. Weltpolitisch gesehen ist diese Erscheinung vielleicht nicht unbedenklich.

Das wichtigste Kapitel ist das über das Recht der Eingeborenen, eine ganz ungewöhnlich reichhaltige Sammlung von Weistümern. Der größere Teil der Bestimmungen betrifft sexuelle Angelegenheiten, Verlobung, Ehe, Scheidung. Als schwerstes Verbrechen gilt Inzest. Wie bei anderen Völkern auf gleicher Stufe wirkt ein Verbrechen auf die Gemeinschaft zurück: Naturkatastrophen sind die Folgen unentdeckter schwerer Verbrechen. Weiter berichtet R. von den jetzt kaum noch geübten Kopfjagden und bringt einen langen Triumphgesang in Text und Übersetzung als kostbare wissenschaftliche Beute.

Zum Schluß erfahren wir einiges über die Sitten, religiösen Vorstellungen und Mythen. Bemerkenswert ist der Glaube an einen allmächtigen Gott, der im Himmel in einem großen Dorfe haust, gelegentlich wird ihm eine den Menschen wohlgesinnte Frau und ein menschenfeindlicher Sohn beigesellt. Weiter findet sich der Glaube an das Kommen eines neuen besseren Reiches. Das erste Menschenpaar wird als Bruder und Schwester gedacht. Bemerkenswert, daß gerade ein Inzest zum Ursprung der Menschheit werden mußte. Erwähnt seien weiter einige Geschichten von Leuten, die sich über Tiere lustig machten und die dann zur Strafe zu Stein oder vom Erdboden verschlungen werden. Ein Märchen berichtet von einem durch einen Drachen verschütteten Dorf, dessen Gongs man in klaren Nächten unter der Erde hört. Wie dieses Märchen an europäische von versunkenen Orten erinnert, so noch mehr ein anderes, in dem ein Jüngling badende Mädchen belauscht und das Kleid der Jüngsten stiehlt. Die anderen fliegen dann zum Himmel — denn sie sind die Töchter des Himmelsgottes —, die Jüngste ist gefangen. Ein vergleichendes Vokabular über die wichtigsten Wörter gibt einen Einblick in die Sprachverhältnisse. Eine Bibliographie beschließt das Werk.

Der wesentliche Eindruck von diesen Menschen, den das Buch vermittelt, ist ihr gesunder Verstand. Er zeigt sich besonders in ihren Gesetzen. Auch daß die religiösen Vorstellungen sich nicht in alles überwuchernde Schrecknisse entwickelt haben, spricht dafür. Am meisten überraschen aber technische Leistungen wie ein vom Wasser getriebenes Lärminstrument, mit dem man die Tiere von den Reisfeldern scheucht, komplizierte Musikinstrumente und vor allem das Blasrohr, die Hauptwaffe, dessen physikalische Bedingungen genau erkannt und berücksichtigt werden.

Japanologie.

Gundert, Dr. W.: **Die japanische Literatur.** Wildpark-Potsdam: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion 1929. (III, 136 S., 5 Taf., 62 Abb.) 4° = Handbücher der Kunst- und Literaturgeschichte des Orients: Handbuch der Literaturwiss., hrsg. von Oskar Walzel. RM. 10.50. Bespr. von F. Rumpf, Potsdam.

Das vorliegende Werk dieses gründlichen Kenners der japanischen Literatur darf den Anspruch erheben, der beste bisher in europäischer Sprache erschienene Beitrag zu dem Thema zu sein. Die in ihrer Art grundlegende und gewissenhafte Geschichte der japanischen Nationalliteratur von Dr. Karl Florenz, welche daneben in ihrem Werte ungeschmälert bestehen bleibt, wird durch Gunderts Buch, welches die neuesten Forschungen der japanischen Literarhistoriker berücksichtigt, so erfreulich ergänzt, daß wir uns heute in Deutschland rühmen dürfen, in diesen beiden Werken die beste bisher außerhalb Japans erschienene japanische Literaturgeschichte zu besitzen.

Der knappe, präzise und doch flüssige Stil Gunderts macht die Lektüre des Buches zu einem angenehmen Genuß, und wir können es nur bedauern, daß dem Autor von seiten des Verlages nicht mehr Raum für die eintausendzweihundertjährige Geschichte eines literarisch so produktiven Volkes eingeräumt wurde. Wer, durch den Titel verleitet, eine eingehende Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zu finden hofft, wird enttäuscht, wenn er nach einer sehr eingehenden Würdigung der älteren klassischen Literatur für die letzten dreihundert produktivsten Jahre sich nur mit einer sehr summarischen kurzen Übersicht begnügen muß. Nur im Buchhandel ist es anscheinend erlaubt, einer Ware, in diesem Falle unserem Buche, eine Aufschrift zu geben, welche dem Inhalt nicht ganz entspricht. Bedauerlich ist es, daß sich Dichter wie Kobayashi Issa, Shoku Sanjin, Kawatake Mokuami, Kagawa Kageki und Tsuruya Namboku nur mit der Nennung ihres Namens abfinden müssen und daß viele andere, wie Ōshima Ryōta, Akera Kankō, Karakoromo Kitsujū u. a., aus Platzmangel nicht einmal genannt werden konnten. Dies ist um so mehr zu bedauern, als wir aus Gunderts Geschichte der klassischen Literaturperiode ermessen können, was er uns geboten hätte, falls ihm für sein Buch der doppelte Umfang zur Verfügung gestellt worden wäre. Es bleibt zu hoffen, daß der Verlag bei einer Neuauflage dieser berechtigten Forderung Folge leistet und so an Gunderts Buch den einzigen nachweisbaren Mangel beseitigt.

Für eine Neuauflage könnten gleichzeitig einige geringfügige Änderungen empfohlen werden. Die Abbildung Nr. 16 (auf S. 54) ist wohl versehentlich mit einer falschen Unterschrift bedacht worden. Es ist keine Szene aus dem „Genji Monogatari" dargestellt und die als „jüngste Tochter des Ministers Azechi" bezeichnete Person ist, wie aus Kleidung und Haartracht ersichtlich, kein Mädchen, sondern ein Knabe (Page). Das Bild ist eine Illustration zu der vierten Erzählung des Ise Monogatari (Nishi no Tai) zu dem Gedicht „*Tsuki ya aranu / Haru ya mukashi no / usw. usw*", in welchem gleichfalls der im Garten blühende Pflaumenbaum eine Rolle spielt. Das „Tenjin Engi Emaki-mono" (Abb. 8, S. 35) ist nicht im 16., sondern schon im 13. Jahrhundert entstanden. Bei den Bildern des Malers Sakai Hōitsu (Abb. 15 und 16) kann die Bemerkung „Tosa-Schule" gestrichen werden, da der Künstler sich seinen eigenen Stil nicht durch Anlehung an die klassischen Tosa-Meister, sondern an die Werke der drei dekorativen Künstler Kōetsu, Sōtatsu und Kōrin gebildet hatte. Abbildung 60 (S. 126) ist laut Signatur eine Arbeit des Malers Kōchōrō Kunisada nach dem Leben gezeichnet. Ob die beiden im Text wiederholt vorkommenden Worte Schogun und Schinto, obwohl sie in dieser Schreibart nur als verdeutschte Begriffe verwendet werden, nicht doch zweckmäßiger Shōgun und Shintō zu umschreiben wären, muß dem Autor überlassen bleiben. Der des Japanischen nicht mächtige Leser wird schwerlich ahnen, daß z. B. Sh und Sch in der Wortverbindung „Ashikaga-Schogune" (vgl. S. 73) gleich ausgesprochen werden. Zugegeben sei, daß die Schreibart Shōgunat statt Schogunat auch nicht befriedigt.

Auf Seite 7 wird berichtet, daß man in den alten japanischen Mythen dreierlei Sagenkreise unterscheiden kann. Diese Ansicht dürfte durch die neusten japanischen Forschungen überholt sein. Es kommen nur zwei Sagenkreise in Frage. Der erste, und wohl ältere ist der Sagenkreis des alten Yamato, unter welchem das gesamte zentraljapanische Gebiet von Izumo im Westen bis Kumano (in Kii) im Osten und von Suwa (in Shinano) im Norden bis an die Grenzen von Bizen und Bingo im Süden verstanden werden muß. Der zweite Sagenkreis mit der Sonnengöttin Amaterasu Oomikami umfaßt nahezu die ganze Insel Kyūshū und die südlich gelegenen Inseln von Okinawa und hatte seinen Ursprung in der alten Provinz Hiuga (altjapanisch = Pimuko bzw. Pimuhasi = gegenüber der Sonne, Osten), die noch in den chinesischen Annalen der späteren Han- und der Wei-Dynastie (z. T. versehentlich mit der Göttin Amaterasu identifiziert) unter dem Namen Pimihou erwähnt wird. Die älteste Form dieses Sagenkreises ist wohl in Fragmenten der Mythen der Dutschanen auf Okinawa erhalten und in alten koreanischen Sagen vom Lande Tabana (Okinawa). Durch den dritten alten Kulturkreis des Landes Kibi (Bingo, Bizen, Bicchū und Aki), in welchem anscheinend eine totemistische Religion bestand, scheint die japanische Mythologie nicht beeinflußt zu sein.

Sehr zu begrüßen ist es, daß Gundert bemüht ist, bei der Übersetzung von Gedichten das Silbenmaß des Originals beizubehalten, leider allerdings in einigen Fällen auf Kosten der Verständlichkeit. Wenn der Verfasser uns auf Seite 20 mitteilt, daß von dem ursprünglich beliebig zwischen 3 und 9 Silben schwankenden Versmaß schließlich das Silbenverhältnis 5, 7, 5, 7, 7 den Sieg davontrug, so wäre an dieser Stelle die Bemerkung angebracht, daß sich dies nur auf die höfische, klassische Dichtung und ihre späteren Abwandlungen, also nur auf das Kunstgedicht bezieht, nicht aber auf die Volksdichtung, die noch bis in unsere Tage andere, zum Teil ältere, Silbenkombinationen beibehalten hat.

In Narihiras Gedicht mit dem Akrostichon auf die Irisblumen (Kakitsubata), das uns auf Seite 39 mitgeteilt wird, stellt Gundert zwar in den letzten beiden Zeilen die nicht ganz zutreffende Übersetzung,

welche uns Florenz bietet, richtig, bleibt aber in der Deutung der ersten Zeilen hinter Florenz' Interpretation zurück. Der Ausdruck *Kara goromo* (das chinesische Kleid) bezieht sich bestimmt nicht, wie Gundert glaubt, auf das Kleid der Gemahlin des Narihira. Es wird auf das von Narihira besonders bevorzugte Überkleid aus chinesischem Seidenbrokat angespielt, das er auch auf allen Illustrationen zu diesem Gedicht trägt und dessen Muster nach seinem Träger noch heute als „*Narihira-bishi*" bezeichnet wird. Der Sinn des Gedichtes lautet: *Zu meinem Weibe, / mir so vertraut, wie mein lang getragenes / chinesisches Kleid, / wandern von der weiter und weiter sich ausdehnenden Reise / meine Gedanken.* Gunderts Übersetzung: *In ihren Kleidern / lang getragen, eng vertraut / ist mir ein Weibchen — / drum macht die weite, weite / Reise bisher mir Gedanken* wird dem Sinn des Gedichtes nicht genügend gerecht. „*Ominameshi*" übersetzt Gundert (S. 40) mit „Dirnenblume". Diese Übersetzung ist unzutreffend, da von den Japanern in der Schriftsprache wohl die chinesischen Schriftzeichen 女郎花 des chinesischen Namens der Blume, nicht aber in der Umgangssprache die chinesische (bzw. sinojapanische) korrekte Aussprache (*jorōkwa*) übernommen wurde. Im Chinesischen (wie auch im Altjapanischen) aber bedeutet „*jorō*" nicht „Dirne", sondern „Mädchen". Die japanische Benennung der Blume „Ominameshi" (Mädchenblume) deckt sich also vollständig mit der alten chinesischen. Da der Name im Gegensatz zu einer verwandten Blume „*Otokobeshi*" 男良花 (Knabenblume, in korrekter sinojapanischer Aussprache: „*Danrōkwa*") gewählt wurde, ist eine andere Übersetzung ausgeschlossen. Ebenso gewagt erscheint die Übersetzung des Vogelnamens „*Shinagadori*" (Steißfuß) mit „wo Vögel tauchen" (S. 46). Mehr angebracht wäre die sinngemäße Übertragung: „Im von Steißfußtauchern bevölkerten Hafen von Ina". Auch die etwas an das Salontyrolertum erinnernde Übertragung des Rufes der Schiffsleute „*Ai-zo*" mit „Holdrio" in demselben Gedicht befriedigt nicht. Da es sich um einen Ausruf handelt, bleibt er besser unübertragen. Die Übersetzung der Gedichte aus einer der schönsten Geschichten des Ise Monogatari (S. 48/49) erscheint bei Gundert reichlich frei. Das erste Gedicht: *Tsutsu izutsu / Izutsu ni kakeshi / Maro ga take / Oi ni kerashi na / Imo mizaru ma ni* (bzw.: *Ai mizaru ma ni*) / wird von Gundert übersetzt: *Überm Brunnenschacht / Auf den Brunnenrand gelehnt / Der Knabe damals / Ist zu Jahren gekommen / Derweil du ihn nicht ansahst /.* Zum Verständnis wäre es unbedingt nötig gewesen, das noch heute in Japan bekannte Kinderspiel „*Takekurabe* (Wer ist am größten)", auf welches sich dieses und das folgende Gedicht beziehen, zu erwähnen. Die Kinder stellen sich bei diesem Spiel entweder Rücken an Rücken oder an Bretterzäune u. ä. um an den Fugen der Bretter ihre Größe zu messen. Demgemäß ist auch der Inhalt des Gedichtes dem Sinne nach etwa folgendermaßen zu übersetzen: *Seit wir an den übereinander geschichteten / Balken des Brunnenrandes / einst unsern Wuchs verglichen / kam der Knabe zu Jahren / während Du ihn nicht sahst.* Die von Gundert übersetzte Antwort des Mädchens lautet: *Mein Haar auch / Das zum Vergleich uns reizte, / Wuchs schulterabwärts. / Wer soll, wenn du es nicht tust, / Mir's in die Höhe binden?* Das gegenseitige Vergleichen der Länge des Haares gehörte, als die Männer noch lange Haare trugen, gleichfalls zu dem Spiel Takekurabe. Die entsprechende Übersetzung lautet also: *Auch mein Haar, das uns / Damals zum Vergleich Anlaß gab / Wuchs seither schulterabwärts. / Wenn Du es nicht tust / Wer soll es mir denn in die Höhe binden?* Das zweite, leichter verständliche Gedicht erbringt gleichzeitig den Beweis, daß auch das erste sich auf das Takekurabe-Spiel beziehen muß. Das dritte aus dem Manyōshū stammende Gedicht (S. 49) muß im Ise Monogatari natürlich der Situation entsprechend interpretiert werden. Das Gedicht soll die Sorge der Gattin um den Gatten ausdrücken, der nachts aus Yamato über den Tatsuta-yama nach Takayasu in Kawachi wandert. Da Yamato und Kawachi Binnenlandprovinzen sind und nicht am Meere liegen, kann „*Okitsu shiranami*" natürlich nicht mit „*Wellen des Ozeans*" übersetzt werden. Aber auch Gunderts Übersetzung kann unmöglich den wahren Sinn des Gedichtes treffen. Das Gedicht: *Kaze fukeba / Okitsu shiranami / Tatsutayama / Yo wa niya Kimi ga / Hitori koyuramu* / lautet in Gunderts Übertragung: *Winde wehen, und weiß / Heben Wellen sich — wer weiß, / Was sich noch erhebt, / Wo erhobene Berge / Nachts er allein überschreitet!* Hier ist es reichlich unklar, was die weißen Wellen auf den Bergen zu tun haben. Eine kurze Erklärung über diesen, der klassischen chinesischen Literatur entstammenden Ausdruck wäre hier am Platz gewesen. Unter 白波 „*Hakuha*" (sinojapanisch) oder „*Shiranami*" werden seit der späteren Han-Dynastie, in Erinnerung an den berühmten Banditen 張角 Chang Chieh (Chōkaku), der sich mit seinen Leuten im „Tal der weißen Wellen" 白波谷 verschanzt hatte, Wegelagerer und Räuber verstanden. Auch in diesem Gedicht können nur solche, nicht aber wirkliche „weiße Wellen" gemeint sein. Dem Sinne würde demnach folgende Übersetzung entsprechen: *Dort, wo der Wind weht und wo Wegelagerer ihn bedrohen, wie gefährlich ist es für ihn zur Mitternachtszeit allein den Tatsuta-Berg zu überschreiten.*

Für die Übersetzungen aus dem Tsurezuregusa (S. 87ff.) hat dem Verfasser anscheinend eine „im Interesse der Jugend" stark gekürzte Schulausgabe zur Verfügung gestanden, da einige „Streichungen" anders nicht erklärt werden können. In der Erzählung (31) ist es wohl besser, in der vorletzten Zeile statt „da der Mann jetzt nicht mehr lebt" zu schreiben: „da diese Person jetzt nicht mehr am Leben ist", denn es handelt sich, wie aus dem Inhalt der Erzählung erraten werden kann, um eine Frau, nicht nur einen Mann.

Auf Seite 94 werden „fahrende Mönche (Biwa-bōshi)" als Rezitatoren des Heike Monogatari genannt. Diese Biwa-bōshi waren keineswegs Mönche. Den Beinamen „Bōshi (Bonze)" erhielten sie, ähnlich wie die gleichfalls nicht dem geistlichen Stand angehörenden berufsmäßigen Dengakutänzer (*Dengaku-bōshi*) nur wegen ihres geschorenen Kopfes. Nach Gunderts Darstellung muß man annehmen, daß der Kōwaka-Tanz (S. 94) eine ältere dramatische Form als das Yōkyoku ist. Dieses ist nicht der Fall, der Kōwaka-Tanz hat sich erst aus dem Yōkyoku-spiel entwickelt. Das Yōkyoku (Nō) selbst entwickelte sich nicht, wie auf Seite 95 gesagt wird, aus den „Komischen Aufführungen des Dengaku" und aus dem „ursprünglich fast noch possenhafteren Sarugaku" sondern aus den Kaguraspielen, die nach und nach Bestandteile der unter den Namen Dengaku und Sarugaku bekannten Vorführungen geworden waren, dabei aber ihren ernsten und religiösen Charakter bewahrten und sich so von den übrigen possenhaften Darbietungen, Akrobatenkunststücken und Gaukeleien, welche als Sarugaku und Dengaku bezeichnet wurden, unterschieden und

im Gegensatz zu diesen Sarugaku no Nō und Dengaku no Nō genannt wurden. Auch die gleichfalls aus den Kaguraspielen hervorgegangenen Yūzunembutsuspiele waren auf die Entwicklung des Yōkyoku nicht ohne Einfluß.

Seami (S. 95) mag wohl ein guter Tänzer und ein geschickter Regisseur gewesen sein, den Ruf eines Dramatikers von Rang verdient er aber nicht. Allenfalls sind einige ältere Stücke von ihm überarbeitet worden. In Japan ist man aber heute der Ansicht, daß weder Kanami noch Seami die eigentlichen Schöpfer des heutigen Yōkyoku sind, sondern Onami, Seamis Vetter und Gegner in allen die künstlerische Ausgestaltung des Yōkyoku betreffenden Fragen. Kanami starb noch als Führer einer Wandertruppe. Seamis Hauptverdienst um das Yōkyoku ist es wohl, seinen mächtigen Gönner Ashikaga Yoshimitsu als Protektor des Yūzaki-Sarugaku-Stils gewonnen und so die Vorbedingungen für die weitere Entwicklung des Yōkyoku geschaffen zu haben. Das nicht ganz einwandfreie, über eine intime Freundschaft hinausgehende Verhältnis, in dem er zu seinem Gönner stand, mag ihm dabei zustatten gekommen sein. Aus der Geschichte der dramatischen Kunst Japans geht es hervor, daß andere Sarugaku no Nō-Schulen neben den Kanze, Hōshō und Kongō noch bis in das sechzehnte Jahrhundert bestanden und erst dann allmählich vor ihren glücklicheren Rivalen, die sich der allerhöchsten Gunst erfreuten, gänzlich verdrängt wurden. Die im Jahre 1908 entdeckten „sechzehn Schriften Seamis" (S. 96) sind keineswegs, wie Gundert anscheinend annimmt, Seamis Originalschriften, sondern spätere Abschriften, die anscheinend gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entstanden, und bei welchen es durchaus nicht erwiesen ist, daß Seami tatsächlich der Verfasser der Urschrift war.

Spieler und Gegenspieler im Nō-Kyōgen (S. 105) werden nicht Shite und Ato, sondern Omo und Ado genannt. Auch daß die Verfasser der Nō-Kyōgen unbekannt seien (S. 106), trifft nicht ganz zu. Einige der besten und beliebtesten Stücke, so z. B. das oftgespielte San-nin Katawa, sind von Kitabatake Gen-e Hō-in (1269—1350) verfaßt. Die Kyōgenstücke stammen wohl nicht aus dem alten Sarugaku (S. 105), sondern aus den schon oben erwähnten Nembutsustücken.

Chikamatsu Monzaemon (S. 115) entstammt nicht „einer versprengten Kriegerfamilie". Seine Familie war in Ōtsu bei Kyōto ansässig, woselbst sein Vater anscheinend als Vorsteher der Posthalterei tätig war. Ob Chikamatsu, der sich nicht nur als Dramatiker, sondern auch als Lyriker betätigte, tatsächlich (wie aus einigen Berichten hervorzugehen scheint) mit dem Dichter Otsushū identisch ist und ein Sohn der berühmten Haikaidichterin Chigetsu-ni war, bedarf allerdings noch einer gründlichen Nachforschung.

Auf Zeile 10 von unten (S. 115) wurde anscheinend versehentlich Gendayū statt Gidayū geschrieben. Chikamatsu war außerdem nicht nur vor 1685 für andere Musiker (Uji Kaga und Inoue Harima) tätig, sondern bereits seit mehr als zehn Jahren als festangestellter Dramatiker für das Theater Miyako Mandayūza in Kyōto, für das er zahlreiche Theaterstücke verfaßte.

Chikamatsus erstes Sewamono Nagamachi Onna Harakiri (S. 118) zählt Gundert irrtümlich zu den Shinjūstücken; nicht das Liebespaar begeht in diesem Stücke Selbstmord, sondern die Tante des Liebhabers, die sich das Leben nimmt um so die Ehre ihres Neffen zu retten und ihm den Wiedereintritt in den Ritterstand zu ermöglichen. (Indem sie die Schuld für ein von ihm begangenes Verbrechen auf sich nimmt, verschafft sie ihm die Möglichkeit, wieder in den Ritterstand einzutreten und so den Wunsch seines verstorbenen Vaters zu erfüllen.)

Die etwas zweifelhafte Persönlichkeit des Takeda Izumo (1688—1756) wird von Gundert als Dramatiker (S. 118) wohl stark überschätzt. Von Izumos gleichnamigem Vater († 1729) stammen einige recht unbedeutende zwischen 1723 und 1729 entstandene Stücke. Das einzige, was sich auf der Bühne von diesen Stücken bis heute zu erhalten vermochte, ist ein Akt aus dem Stück „*Daitō no miya Asahi yoroi*" (1723), der aber nicht von Izumo, sondern noch von Chikamatsu verfaßt ist. Izumo II, der angeblich seit 1735 als Dramatiker tätig gewesen sein soll, gab, wie die neuere Forschung feststellte, wohl nur seinen Namen für die Arbeiten anderer Schriftsteller her. Die wirkungsvollsten Szenen in den Stücken „*Sugawara Denju tenarai Kagami*", „*Yoshitsune Sembon-zakura*" und „*Kana-dehon Chūshingura*" sind nicht, wie man bisher annahm, von Izumo, sondern von dem viel bedeutenderen Namiki Sōsuke verfaßt.

Daß Chikamatsu vom Kabukitheater zum Jōruri überging, da ihm das vom Schauspieler beherrschte Kabuki an seiner dichterischen Entfaltung hinderte (S. 118), entspricht nicht den Tatsachen. Chikamatsu war, nachdem er 1685 vom Mandayū-za an das Takemotoza übergegangen war, noch bis zum Jahre 1709 als Kabuki-Dramatiker für den ihm eng befreundeten Sakata Tōjūrō tätig. Erst als er 1709 nach Tōjūrōs Tod keinen für die Aufführung seiner Dramen befähigten Schauspieler unter Tōjūrōs Nachfolgern fand, gab er nach einem einmaligen Versuch die Kabuki-Schriftstellerei auf.

Die Texte der Singtänze, welche Okuni im Jahre 1603 in Kyōto aufführte sind uns in drei verschiedenen Werken der damaligen Zeit erhalten. Erotische Tänze (wie auf Seite 118 gesagt wird) finden sich nicht darunter. Der Name Kabuki, welcher später allerdings mit den Zeichen „Gesang" und „Tanz" (Sing- und Tanzspiel, S. 118) umschrieben wurde, hatte aber ursprünglich eine andere Bedeutung. Mit Kabukifū wurde eine bei den damaligen jugendlichen Stutzern beliebte Tracht bezeichnet. Okuni trat in einem ihrer Tänze, den sie Kabuki-odori nannte, in dieser Tracht auf und hatte mit diesem Tanze (der auch Okuni-Kabuki genannt wurde) großen Erfolg. Später nannte man alle derartigen Aufführungen Kabuki (ähnlich, wie der Name des Singdramas Jōruri später eine bestimmte Gattung des Musikvortrages bezeichnete; vgl. S. 115). Daß Okuni in diesen Stücken mit ihrem als Frau verkleideten Liebhaber auftrat ist eine längst wiederlegt Sage. Auch unter den späteren, dem Okuni-Kabuki nachgebildeten Tanzvorführungen, die als Onna-Kabuki, Keisei-Kabuki und Wakashū-Kabuki bekannt sind, darf man keine dramatischen Vorführungen erblicken. Es waren gleichfalls nur Tänze, die im Kostüm Okunis Tanz kopierten. Auch das den genannten Vorführungen ähnliche Yarō-Kabuki war noch kein Theater im wahren Sinne des Wortes. Die in diesen Tänzen auftretenden Jünglinge traten aber, nachdem ihre Vorführungen von der Regierung durch scharfe Bestimmungen und Einschränkungen jeder Art unmöglich gemacht worden waren, zum Teil als Frauendarsteller, zu dem sich damals aus dem Nō-Kyōgen entwickelnden Volkstheater über; doch bildeten ihre Aufführungen keine Vorstufe für das Volkstheater selbst, wie man aus Gunderts Darstellung (S. 119) vermuten könnte. Sakata Tōjūrō I (S. 119), der größte japanische

Schauspieler, trat im Gegensatz zu Gunderts Behauptung niemals in Frauenrollen auf, auch waren die Ausdrucksformen der Schauspieler nicht den Jōruri-Marionetten (die damals noch recht primitiv waren) nachgebildet, sondern die Jōruri-Puppen und ihre Spielart waren dazu bestimmt, die lebenden Schauspieler des Volkstheaters nachzuahmen. Chikamatsu Monzaemon selbst, der anfangs nur für das Theater und erst später für das Jōruri arbeitete, hat dies in einem seiner Aussprüche über das Wesen des Jōruri betont.

Unter Bashōs Gedichten (S. 122) vermißt man das berühmte Gedicht auf dem Schlachtfeld von Hiraizumi. Es gehört eigentlich schon deshalb in jede japanische Literaturgeschichte, weil Bashō mit diesem Gedicht sich von dem Danrin-Stil, den er bis dahin gepflegt hatte, und von der Teimonschule im Jahre 1686 freimachte und seinen eigenen, später Shōfū genannten Stil schuf.

Auf Seite 126 wäre es nötig gewesen, auf den wahren Verfasser des Tōkaidō Dōchū Hizakurige, den Fürsten Sakai Tadasuke (Haikadō Manjō † 1830), einen Vetter des Malers und Dichters Sakai Hōitsu, hinzuweisen. Jippensha Ikku schrieb das Hizakurige nach Tadasukes Erzählung nieder, da dieser seines hohen Standes wegen es nicht wagen durfte, das Werk herauszugeben. Die in dem Buch enthaltenen Kyōka sind höchstwahrscheinlich sogar alle von ihm und nicht von Ikku verfaßt.

Unter den Dramatikern späterer Zeit vermißt man Chikamatsu Tokuzō und Segawa Jokō, die wohl aus Raummangel fortgelassen wurden.

Zwei Druckfehler auf Seite 128 mögen hier auch berichtigt werden. Die Titel von den zwei genannten Stücken Mokuamis „*Sannin Kichizō*“ und „*Kamiyui Shinzō*“ müssen „*Sannin Kichiza*“ und „*Kamiyui Shinza*“ lauten. (Die wirklichen Titel der Stücke lauten: „*Sannin Kichiza Kuruwa no hatsukai*“ und „*Tsuyu Kosode mukashi Hachijō*“.

Zum Schluß sei es noch einmal betont, daß Gunderts Buch die beste und trotz ihrer knappen Form die umfangreichste japanische Literaturgeschichte in europäischer Sprache darstellt und daß es seines leicht verständlichen und gefälligen Stils wegen wie kein zweites dazu geeignet ist, auch dem nicht einseitig ostasiatisch interessierten Leser ein anschauliches Bild des japanischen Schrifttums zu vermitteln. Besondere Anerkennung verdienen die Kapitel, in denen sich Gundert mit der Literatur der ausgehenden Heian-Zeit, der Ashikagazeit und der Muromachiperiode auseinandersetzt. Diese noch wenig erforschte Zeit ist von anderen Literaturhistorikern bisher nur sehr oberflächlich gestreift worden, und Gunderts Arbeit füllt hier eine Lücke, die als Übergang von der klassischen Literatur zur Tokugawazeit besonders schmerzlich empfunden wurde, in dankenswerter Weise aus. Wir wünschen dem Buch recht viele Leser und eine baldige zweite Auflage, die dann hoffentlich auch die Tokugawazeit mit ähnlicher Ausführlichkeit behandelt, wie dies für die Frühzeit und die Übergangszeit geschehen ist.

Für eine Neuauflage möchten wir dem Verfasser auch empfehlen, ein längeres Kapitel der volkstümlichen Literatur der Muromachi- und Tokugawazeit zu widmen. Er wird in den zahlreichen Volksliedersammlungen, die seit Ende des XVII. Jahrhunderts erschienen sind, in den Textbüchern der z. T. literarisch nicht unbedeutenden Geschichtserzähler (Hanashika) und in den Texten zu den volkstümlichen Musikstücken und Tänzen (Nagauta, Tomimoto, Tokiwazu, Kiyomoto, Utazawa, Kouta usw.) viel brauchbares und interessantes Material finden. Dem Rezensenten wäre es eine besondere Freude, wenn obige Ausführungen dem Verfasser Veranlassung geben sollten, die betreffenden Stellen noch einmal zu überprüfen und so aus seinem Werke die allerdings sehr geringfügigen Schönheitsmängel zu entfernen.

Pierson, Jan Lodewijk: **The Manyôsû**, translated and annotated. Book I. Leiden: E. J. Brill 1929. (X, 238 S.) gr. 8°. Bespr. von A. Chanoch, Berlin.

Die vorliegende Arbeit, die eine erläuternde Übersetzung des 1. Buches der im 8. Jahrh. kompilierten Gedichtsammlung Manyōshū darstellt, ist, wie der Verf. im Vorwort verkündet, der erste Schritt auf dem Wege zur Verwirklichung eines großangelegten Plans. Der Verf. plant nämlich die Übersetzung des gesamten, aus 20 Büchern bestehenden Manyōshū unter besonderer Berücksichtigung der philologischen Gesichtspunkte. Die Methode, die der Verf. dabei seiner Arbeit zugrunde legen will, ist bereits in der vorliegenden Veröffentlichung ganz klar zum Ausdruck gebracht worden und soll darum ausführlich dargelegt werden.

Der Verf. geht von der Behauptung aus, daß die gegenwärtig in der Japanologie gebräuchliche Transkription und Lesung japanischer Texte falsch und unwissenschaftlich ist und stellt sich die Aufgabe, vor allem die richtige Umschrift und Lesung wiederherzustellen. Die dahin führenden Auslegungen werden auf drei Voraussetzungen aufgebaut:

1. Es ist bekannt, welche Kana-Zeichen für die im Manyōshū phonetisch gebrauchten chinesischen Ideogramme verwendet wurden;
2. Es ist ferner bekannt, wie die alten Chinesen diese Ideogramme ausgesprochen haben;
3. Der chinesische Dialekt, mit dem die Japaner zu jener Zeit in Berührung kamen, ist uns durch das 601 von Lu Fa-yen verfaßte Wörterbuch „Ts'ie-yün“ überliefert worden. Dieser Dialekt ist von Karlgren in seinem bekannten „Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese“ als alte Lesung genau wiedergegeben worden.

Daraus ergibt sich, daß man nur die Manyō-gana mit dieser alten Lesung nebeneinanderzustellen braucht, um die richtige Lesung der Manyō-gana rekonstruieren zu können.

Der Verf. nimmt also nunmehr jedes einzelne der 75 japanischen Silbenzeichen vor und stellt dann in einer Tabelle die alte und archaische Lesung sowie die mutmaßliche richtige Umschrift für jedes der im Manyōshū vorkommenden chinesischen Zeichen auf. Das Ergebnis dieser Untersuchung läßt sich folgendermaßen kurz zusammenfassen:

In der sa-Reihe läßt der Verf. anstelle von *shi* = *śi* und in der getrübten za-Reihe anstelle von *ji* = *źi* treten. In der ta-Reihe soll anstatt *chi* = *t'si* und in der da-Reihe für *ji* = *d'zi* geschrieben werden. Die ha-Reihe läßt der Verf. als Anlaut bestehen, während er sie als Inlaut mit va, vi, vu, ve, vo wiederzugeben vorschlägt. Die übrigen Reihen bleiben unverändert.

Dieser Versuch einer Rekonstruktion der richtigen Transkription für das Altjapanische aus dem 7. Jahrh. ist lediglich auf Hypothesen aufgebaut, die — wie der Verf. übrigens auch selbst einsieht — erst nach eingehendem Studium sämtlicher austro-asiatischer Sprachen auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden könnten. Es ließe sich überdies auch darüber streiten, ob das oben dargelegte Resultat die umfangreichen wissenschaftlichen Vorarbeiten des Verf. rechtfertige. Immerhin dürfte die vom Verf. gegebene phonetische Umschrift sämtlicher chinesischer Zeichen dem Anfänger eine nicht unwesentliche Erleichterung bei dem Lesen des Manyōshū im Original bieten, obgleich die meisten japanischen Ausgaben heute mit einer gut lesbaren Kana versehen sind.

Die im zweiten Teil des Buches enthaltene Übersetzung der Gedichte ist im großen und ganzen zutreffend, wenn auch der innere Zusammenhang nicht immer gewahrt bleibt. Dagegen bieten die grammatikalischen Erläuterungen nur selten eine positive Handhabe, da sie zum großen Teil auf Vermutungen beruhen. Übrigens hätten die Vorreden (Dai), deren Transkription ja auch gegeben ist, ebenfalls übersetzt werden können.

Ob und inwieweit die vom Verf. gewählte Methode zu fruchtbaren Forschungsergebnissen führen wird, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen.

Tsudzumi, Tsuneyoshi: **Die Kunst Japans.** Hrsg. vom Japan-Institut in Berlin. Mit 8 farb. Taf. u. 127 Abbild. Leipzig: Insel-Verlag 1929. (341 S.) 4°. RM 24 —. Bespr. von Bernd Melchers, Kassel.

Der Verfasser widmet das Werk Max Dessoir und kennzeichnet damit den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen: Ästhetik, nicht Kunstgeschichte. Ein Begriff ist, so scheint es, der Anstoß gewesen; denn im Vorwort beginnt Tsudzumi nach den ersten einführenden Worten unvermittelt: „*Der Begriff der Rahmenlosigkeit keimte in mir, längst vor meiner Reise nach Europa, schon im Jahre 1924 zur Zeit, als ich bedeutende europäische Hauptwerke der Ästhetik las, um eine Geschichte der europäischen Ästhetik zu verfassen*". Er fährt kurz darauf fort: „*Der Begriff selber kam mir übrigens schon anfänglich deutsch auf die Zunge, und ich habe noch keinen ganz dafür passenden japanischen Ausdruck gefunden, so europäisch ist meine wissenschaftliche Denkweise durch die Lektüre der europäischen Werke über Ästhetik und verwandte Gebiete geworden. Trotzdem bleibe ich ein reiner Japaner, nicht nur im Geblüt, sondern auch im Gemüt*". Damit ist die doppelte Gefahr des Buches aufgedeckt, einmal, ob nicht das Begriffliche die Sache vergewaltigt, und dann, ob nicht der Japaner, er ist Professor in Nagoya, der sein Werk in Deutschland und in deutscher Sprache schreibt, sich so zwischen zwei Stühle setzt.

In der „Einleitung" geht Tsudzumi aus von der hier besonders gesteigerten Schwierigkeit der Frage nach dem Wesen der Kunst, da es gelte, eine nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich weit entfernte Kunst dem Abendländer näherzubringen. Kunstgeschichte vermöge zu jener hinzuführen, zu dieser, der räumlich entfernten, könne sie es nicht völlig, weil sie eigentlich auf die zeitliche Entwicklung der menschlichen Kunsttätigkeit das Hauptgewicht legt. „*Denn die Kunsttheorie, die das Wesen einer fremden Kunst klar auseinandersetzen will, muß das Verständnis des gesamten Kulturkreises, aus der diese Kunst erblüht ist, vermitteln, und lediglich auf diese Weise stellt sie sich auf den sicheren Boden der Wirklichkeit*". Und weiter: „*Ich bin jedoch weit entfernt, mit diesem Buch eine Kulturgeschichte oder Sittenbeschreibung geben zu wollen. Was sich hauptsächlich in der Kunst ausprägt, ist das innere geistige Leben, von diesem also muß ich handeln. Wenn ich dennoch oft das äußere Leben zu berühren habe, so geschieht das nur zu dem Zweck, das geistige deutlicher zu machen*". Der Verfasser will ferner nicht über einzelne der japanischen Künste schreiben, sondern ein Gesamtbild herausarbeiten, das erst die Grundlage für das richtige Verstehen des Einzelkunstwerks gebe. Und deshalb wieder müsse man von einem Grundbegriff ausgehen, der sich allen Kunstarten anpassen lasse. Dieses weite Ausgreifen bedinge aber auf der andern Seite die Beschränkung auf die japanische Kunst, verbiete ein Eingehen auf die chinesische, obwohl er glaube, „*daß das alte Indien und das alte China unser Griechenland waren und das letztere in späterer Zeit auch unser Italien*". Wenn er aber fortfährt: „*Wie man ruhig von der Eigenart deutscher Kunst reden kann, obgleich diese ohne die griechische und italienische Kunst nicht denkbar ist, ebensogut können wir Japaner auf der Eigenart unserer Kunst bestehen*", so vergißt er, daß jenes nur gilt, weil die Kenntnis

der griechischen und italienischen Kunst im Grunde vorausgesetzt werden kann. Es dürfte aber kaum möglich sein, diese deutsche Kunst dem japanischen Leser verständlich zu machen, ohne auf jene anderen einzugehen. Indem Tsudzumi seine heimatliche Kunst für sich darstellt, kommt er aber mehrfach sogar dazu, aus japanischem Geiste zu erklären, was voll ausgebildet aus chinesischer Kultur übernommen ist, so besonders deutlich in dem Abschnitt über die Baukunst.

Als zweites Kapitel folgt „Die Rahmenlosigkeit als Grundbegriff des japanischen Kunststils". Ausgangspunkt ist der Gegensatz zwischen europäischer und japanischer Denkweise. Aber hier, wie auch später noch oft, geschieht es dem Verfasser, daß er als europäische Denkweise nur die des ausgehenden 19. Jahrhunderts hinstellt, ohne zu ahnen, daß wir selbst uns heute aufs stärkste gegen sie zur Wehr setzen, und daß er vieles als bezeichnend japanisch schildert, was in Zeiten ungebrochener Kultur nicht nur im Altertum und Mittelalter, sondern noch bis vor hundert Jahren auch bei uns bestand.

Er folgert nun, daß der europäische Künstler im Kunstwerk eine isolierte, sich selbst genügende Welt sehen möchte, der japanische aber vielmehr sein Kunstwerk fast als ein Stück Natur empfinde und meine „*Was dem Menschen zu schaffen gelinge, sei schließlich höchstens ein Bruchstück der Welt, ... und wenn ein Kunstwerk ein Stück Natur so darstellt, als ob das Dargestellte die Atmosphäre der von der Weltseele durchflossenen Wirklichkeit, beziehungsweise der Wirklichkeit im wahren Sinne des Wortes, atme, so verdient der Schöpfer des Werkes den Namen eines Künstlers*".

„Während man in Europa auf die Abgeschlossenheit des Kunstwerks ein großes Gewicht legt, umgeht man diese im Fernen Osten. Für uns ist die Rahmenlosigkeit, für den Europäer die Rahmenhaftigkeit von großem Belang. . . . . Nach der europäischen Weltauffassung findet man die gemeine Wirklichkeit so aufdringlich, daß man sein Kunstwerk von dieser abgeschlossen sehen will, um in der idealen Welt der Kunst, mit anderen Worten in der Wirklichkeit im wahren Sinne des Wortes, aufgehen zu können. Die Kunstwerke bilden für den Europäer die Oasen in der Sandwüste des alltäglichen Lebens. . . . . Dagegen kümmerte sich der japanische Künstler gar nicht darum, daß sein Werk von der herben Realität des praktischen Daseins beeinflußt, gestört oder sogar verschoben wurde. . . . . Andrerseits unternimmt man es gern, das Leben durch die Kunst zu veredeln. . . . . Die Japaner haben also folgerichtig die Schranke zwischen der Kunst und dem Leben aufgehoben. . . . . Die Kunst setzt dort mehr als in Europa die künstlerische Mittätigkeit des Beobachters voraus und verläßt sich darauf". Endlich: „*Die anspruchsvolle Absicht der Kunst, die lebhafte künstlerische Beteiligung des Betrachters auszulösen, hat die Rahmenlosigkeit zur Folge, die in der Praxis der Künstlertätigkeit verschiedene Formen annimmt. Unter den Grundbegriff „Rahmenlosigkeit" stelle ich zwei Unterbegriffe, „das Bruchstückhafte" und „die Kleinheit im Maßstab" . . . . Man könnte meinen: wenn ein Kunstwerk rahmenlos, also unabgeschlossen sei, müsse es jedenfalls als ein Bruchstück erscheinen, und der Unterbegriff „das Bruchstückhafte" besage ganz dasselbe wie der Grundbegriff. Aber ich will mit der „Rahmenlosigkeit" viel mehr den Grundgedanken andeuten, daß bei uns Kunst und Leben untrennbar verschmolzen sind. Dies Verhältnis gilt nicht bloß für den Künstler, sondern in reichem Maße für den Betrachter. Es ist damit beileibe nicht gesagt, daß alle japanischen Kunstwerke der Abgeschlossenheit ermangeln, geschweige denn, daß die japanische Malerei keinen Bildrahmen kenne. . . . . Der Grundgedanke der Rahmenlosigkeit, der wesentlich darin besteht, daß man das unendlich Große, nämlich das Weltganze, in einem im Vergleich zu diesem unendlich Kleinen, d. h. dem dargestellten Gegenstand, sieht, enthält schon die Neigung, sich über das Maß der Dinge hinwegzusetzen und sie noch mehr zu verkleinern als sie in Wirklichkeit sind. . . . . Bei dem Schönheitsideal unseres Volkes ist die Größe, die in Europa seit der hellenischen Zeit eine fast unentbehrliche Bedingung des Schönen ist, in den Hintergrund getreten, während die Kleinheit und Zierlichkeit ihr oft vorgezogen wird*".

Diese Grundgedanken, wie sie auf den ersten 24 Seiten des Buches niedergelegt sind, mußten eingehender wiedergegeben werden. Es ist außerordentlich reizvoll, nun in dem Hauptteil zu verfolgen, wie sie auf alle Gebiete der japanischen Kunst angewandt werden, noch reizvoller allerdings, diese Kunst einmal ganz von der anderen Seite, von innen her, beleuchtet zu sehen und erst so sehr vieles zu erkennen, was uns Wesentliches der fremden Art ahnen läßt. Es ist eine Fülle des Neuen, die der Verfasser vor uns ausbreitet, und es ist selbstverständlich, daß er trotz der 341 Seiten nur andeuten kann. Das wird deutlich, wenn man ein Gebiet herausgreift, wie das der Architektur, und es mit den beiden Büchern von Baltzer vergleicht. Ist doch das ganze Gebiet der Profanarchitektur nur eben gestreift und die religiöse nur in einigen Hauptpunkten besprochen, die aber auch im Tatsächlichen manche Zweifel aufkommen lassen. Eins tritt in allen Gebieten hervor als uns besonders fremd, eine Neigung zur Übersteigerung in eine Künstlichkeit, die vielleicht den schärfsten Gegensatz etwa zur chinesischen Kunst bedeutet. An manchen Stellen versteht man nur zu gut, wie aus der Einwirkung gerade auch japanischer Kunst auf die Verfallszeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts bei uns der Jugendstil entstehen konnte, und es ist eigentümlich, aus Tsudzumis Abbildungen und Worten zu sehen, wie sehr ein solcher Jugendstil in manchen Seiten der japanischen Kunst vorgebildet war.

Bezeichnend für den großen Wurf, den der Verfasser hier zum erstenmal gewagt hat, ist die Anordnung, die er seinem Stoff gegeben hat. Er ordnet ihn in drei große Kreise: Kunst

der Naturgestaltung, Religiöse Kunst, Kunst der Lebensgestaltung. Unter die erste stellt er: Gartenkunst, Topfpflanzenkunst, Kunst des Blumensteckens, Naturmalerei, Kunstgewerbe, Naturdichtung (Lyrik). Unter die zweite: Architektur, Buddhistische Plastik, Malerei, Dichtkunst (Epik vor allem). Im dritten Kreise steht: Malerei (auch der Holzschnitt), Dichtkunst (Drama), Schauspielkunst und Tanz, Musik (mit Notenbeilagen).

Der Verlag hat das Buch gut ausgestattet.

Südsee, Afrikanistik.

Latham, J. G.: Australia and the British Commonwealth. With a Foreword by S. M. Bruce. London: Macmillan & Co. 1929. (XI, 149 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von K. Haushofer, München.

Seit dem Erscheinen des darin bahnbrechenden Werkes von Bernard Holland: „Imperium et libertas" gleich nach dem südafrikanischen Krieg 1901 haben sich die besten Köpfe der angelsächsischen Literatur mit dem seltsamen Ineinandergreifen von Macht und Freiheit in der größtenteils ungeschriebenen Verfassung des Britenreiches befaßt, das in dieser Zeit seinen Gestaltwandel vom „Empire" zur „Gemeinwelt" vollzog und doch der raumweiteste und volkreichste politische Verband der Erde bleiben konnte. Hatte damals Kanada, dann das schwierige, weil mit Rassenkampffragen verknüpfte Emporringen Südafrikas und später des irischen Freistaats das Entwicklungstempo angegeben, so blieb Australien doch immer deshalb besonders wichtig, weil es schon an der Jahrhundertwende selbst eine föderalistische Gemeinwelt gebildet hatte, mit deren Einschlag, namentlich durch die Reichskonferenz von 1926, sich J. G. Lathams noch mehr staatsbiologische als staats- und völkerrechtliche Skizze befaßt. Er beginnt auch deshalb in den „Grundsätzen der Freiheit" mit dem Ringen zwischen Freiheit und Autorität und mit der Tatsache, daß in den meisten Reichsbildungen der Erde der Begriff der Autorität auf Kosten der Freiheit übersteigert worden sei. Dann untersucht er, was das britische Reich vor dem Fall bewahrte, der so viele andere Reiche ereilt hat, und findet den letzten Grund in seiner freiheitlichen Evolutionsfähigkeit. Die kurze Geistesgeschichte dieser Evolution im Gefüge ist vielleicht der für Nichtbriten am meisten belehrende Teil dieser kurzgefaßten Geschichte neubritischen Verfassungsdenkens vom australischen Standpunkt; und es wird den Nichtkenner dieses Strukturwandels besonders zum Nachdenken anregen, daß der Zeitpunkt des Gestaltwandels vom „British Empire" zur „British Commonwealth of Nations" in die Zeit vom Vertragsabschluß zwischen Großbritannien und Irland von 1921 bis zur Parlamentsakte über die Konstitution des irischen Freistaats 1922 verlegt und an das Vorbild der Dominion of Canada angeknüpft wird.

Darin zeigt sich (S. 9) die stärkste Seite angelsächsischen Verfassungslebens, die Verknüpfung unaufhaltsamer staatsbiologischer Vorgänge mit treffenden formaljuristischen Gedankengängen und Vorfällen, ohne daß dort die Form, hier das Leben selbst darüber zu Schaden kommt. Die ganze Darstellung der Entwicklung des Verhältnisses Australiens zur britischen Gemeinwelt ist dann nur eine Ausgestaltung mit vielen Paraphrasen über diesen Grundgedanken. Deutlich tritt dabei hervor, wie verschieden die konstitutionellen Schwierigkeiten der einzelnen Dominien sind, wobei sich für Australien und Neu-Seeland das wirtschaftliche Verhältnis in den Vordergrund schiebt, auch das Zugeständnis (S. 14) der notwendigen Machtanlehnung. Nur „als Glied der britischen Gemeinwelt ist Australien stark"; „kann es seine Ideale realisieren"!

Vielleicht aus stärkerer Einsicht in diese Tatsache macht Australien (S. 57) von seinem Gesandtschaftsrecht keinen Gebrauch — trotz dem Beispiel von Kanada und dem Irischen Freistaat. Dafür ist Kanadas Verfassung in einer britischen Parlamentsakte verankert, die australische nicht, die Stellung des Generalgouverneurs und die zur pazifischen Umwelt in Australien freier gestaltet (S. 71). Im ganzen werden mit einer umfassenden, aber rein kratopolitischen Methode die Einzelheiten der Dominiums-Beziehung zur Gemeinwelt untersucht und mit beherrschender Sachkenntnis der Einzelfälle belegt, die im Gefüge der Gemeinwelt eine so große entscheidende Rolle spielt. Kenntnis der physischen und sozialen Lebensbedingungen Australiens wird vorausgesetzt. Die geopolitische, ethnopolitische und soziopolitische Unterlage von der Erd- und Landeskunde her — die sich viele Leser Lathams wünschen werden — finden sie eingehend im Lebenswerk von Griffith Taylor, zusammenfassend in Professor Geisler: „Australien und Ozeanien", und gedrängt, aber ausreichend in dem trefflichen „Australien"-Aufsatz des Gr. Brockhaus, dessen Karten wesentliche Ergänzungs-Aufschlüsse geben.

Brenn, E. W.: Mazungumzo ya Alfu-lela-ulela au Siku Elfu na Moja. (The Arabian Nights Entertainments in Swahili). Vol. I u. II. Ed. by F. Johnson. London, New York, Toronto: Longmans, Green and Co. 1929. (VIII, 206 u. VIII, 224 S.) kl. 8°. 2 sh. 6 d. Bespr. von M. Klingenheben-v. Tiling, Leipzig.

In diesen beiden handlichen Bändchen hat ein Schüler der Christ Mission Society aus Rabai bei Mombasa 25 Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht ins Suaheli, die lingua franca Ostafrikas, übersetzt — leider wird nicht gesagt, aus welcher Sprache —, und der Vorsitzende des Publication Committee im Education Department des Tanganyika Territoriums hat sie herausgegeben. Die Bändchen zeigen wieder, wie die Engländer sich bemühen, das kulturelle Niveau des Eingeborenen dieses Gebiets durch Veröffentlichungen in seiner Sprache zu heben, wie sie dies ja auch schon längst durch die Herausgabe von Suaheli-Zeitungen wie die geschickt redigierte „Mambo Leo" unternommen haben. Zu beanstanden an der in flüssigem Suaheli abgefaßten Übersetzung wäre vielleicht die allzu reichliche Verwendung arabischer Fremdwörter, die kaum immer dem Durchschnitts-Suaheli verständlich sein werden, und für die sich z. T. doch wohl eine einheimische Wiedergabe hätte finden lassen, ferner daß sie dialektisch kein einheitliches Gepräge trägt; vermengt erscheinen in ihr vielmehr die Phonetik des Süddialekts, wie *nchi* „Land" statt des nördlichen *nti*, mit der Syntax des Norddialekts, wie der im Süddialekt ungewöhnliche Gebrauch von *amba* in Verbindung mit der relativischen Form des Klassenpronomens zur Einleitung der Relativsätze. — Die Bändchen sind natürlich nicht als eine eigentlich wissenschaftliche Leistung zu werten, immerhin aber werden sie außer zu Unterhaltungszwecken der Eingeborenen auch in Europa als ein weiteres Lehrmittel für den Suaheli-Unterricht gute Dienste leisten können.

Bösch, Rév. P. Fr.: **Les Banyamwezi, Peuple de l'Afrique Orientale.** Münster i. W.: Aschendorff 1930. (XI, 552 S., 52 Bildtaf.) gr. 8°. = Anthropos-Bibliothek Bd. III, Heft 2. Bespr. von A. Klingenheben, Leipzig.

Der Verf., der offenbar viele Jahre unter den Nyamwezi gelebt und es verstanden hat, in ihre Mentalität einzudringen, gibt uns mit diesem Werke eine ausgezeichnete ethnologische Monographie über dieses ostafrikanische Bantuvolk. In 8 Kapiteln verbreitet er sich eingehend zunächst über das Land und seine Bewohner, wobei er u. a. sorgfältig der Etymologie des Namens des Volkes nachgeht, sodann über die religiösen Vorstellungen, bei denen z. B. näher auf die religiösen Vermeidungen (Tabu) und den Totemkomplex eingegangen wird. Ein weiteres Kapitel behandelt all das, was zur Ausübung des Ahnenkultes gehört. Die beiden folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Magie, wobei auch die Geheimgesellschaften sowie die verschiedenen Arten der weißen wie der schwarzen Magie geschildert werden. Dann wird die Familie und dabei vor allem die Vorgänge bei der Eheschließung und deren verschiedene Arten besprochen. Es folgt ein Kapitel über das intimere Familienleben von der Schwangerschaft und Geburt bis zum Tode. Sodann eine Darstellung des Eingeborenenrechts, die von der sozialen Gliederung des Volkes ausgeht. Den Abschluß bildet ein Kapitel über die Sittlichkeit der Nyamwezi nach Theorie und Praxis, wobei der Verf. in einem Schlußwort die betrübliche Feststellung machen muß, daß in der Praxis leider die Moralität auch des Nyamwezi „n'est nullement en rapport avec la connaissance si claire dont il jouit de ses obligations morales". 103 gut reproduzierte Bilder illustrieren den reichen Inhalt des Buches.

Sympathisch berührt die Sorgfalt, mit der der Verf. den Dingen auf den Grund geht, sein Bemühen, sich in die Gedankenwelt der Eingeborenen einzuleben, und vor allem die gründliche sprachliche Fundierung des Vorgetragenen. So konnte denn hier in fleißiger Arbeit ein Werk entstehen, das, wenn es vielleicht ursprünglich auch mehr aus einem praktisch-missionarischen Bedürfnis entstanden sein sollte — „arriver à connaître la mentalité des peuplades que nous avons à convertir", wie es in der Vorrede des geistlichen Vorgesetzten des Verf. heißt —, auch für die Wissenschaft von unschätzbarem Wert ist. Bringt es doch eine Fülle neuen ethnologischen Materials und stellt andrerseits zweifellos auch manchen bisherigen Irrtum zurecht. Man kann daher den Verf. wie den Verlag zu dem schönen, verdienstvollen Werk nur beglückwünschen.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Edda 29 1929:
1 88—94 A. F. Schmidt, Bogomilernes Betydning som udbredere af folkedigtning. E. P. B.

The Edinburgh Review 250 1929:
509 34—49 H. V. Lovett, The Indian States and the Future. — 50—64 R. G. Burton, Alexander the Great and the Indian Frontier. — 108—22 P. S. Nazároff, The Scythians, Past and Present.
510 195—209 H. A., Anglo-Persian Relations. — 226—41, 318—28 St. Gaselee, Greek Culture in Egypt. E. P. B.

The English Historical Review 44 1929:
175 486 *S. Krishnaswami Aiyangar, Maṇimakhalai in its Historical Setting (A. B. K.)
176 633—41 A Letter of Warren Hastings on the Civil Service of the East India Company. — 645—6 *The Alexiad of the Princess Anna Comnena. Transl. by E. A. S. Dawes (R. M. Dawkins). E. P. B.

The Expository Times 40 1929:
8 358—64 M. S. West, The Book of Job and the Problem of Suffering.
9 396—400 W. S. Urquhart, The Gospel för India. — 426—31 A. T. Richardson, The Battle of Gibeon.
10 466—9 W. S. Urquhart, The Gospel for India II. E. P. B.

The Geographical Journal 73 1929:
5 401—38 A. Hodson, Journeys from Maji, South-West Abyssinia. — 460—3 *E. Rutter, The Holy

Cities of Arabia (P. Z. C.). — 477—8 *P. J. Treat, The Far East: A political and diplomatic history (A. S. E.-S.). — 478—80 *E. A. Wallis Budge, A History of Ethiopia, Nubia and Abessinia according to the Hieroglyphic Inscriptions of Egypt and Nubia, and the Ethiopian Chronicles (E. W. G. M.)

E. P. B.

Gnomon 4 1928:

1 59 *Fuchs, Die höheren Schulen von Konstantinopel im Mittelalter (P. Maas, sehr lobend).
2/3 74—91 *Radermacher, Neutestamentliche Grammatik 2. Aufl. (W. Crönert: reiche Stoffsammlung, aber kein brauchbares Lehrbuch). — 124—7 *Oelmann, Haus und Hof im Altertum I (O. Reuther: zieht den Wohnbau aller Zeiten u. Völker heran). — 142—9 *Mensching, Das heilige Schweigen (O. Casel: analysierende Übersicht über die Probleme dieses religiösen Phänomens). — 149—51 *Beth, Religion und Magie (A. Vierkandt). — 151—3 *Jernstedt, Papyri Russischer und Georgischer Sammlungen IV (W. Schubart: Urkunden aus der Frühzeit der arab. Herrschaft über Ägypten, z. gr. T. wichtige Ergänzung der schon bekannten Aphrodito-Papyri). — 165—6 *Pieper, Die ägyptische Literatur (W. Schubart: ein großer Wurf).
4 169—93 *Nilsson, The Minoan-Mycenaean Religion and its Survival in Greek Religion (B. Schweitzer: gleich musterhaft in Methode, Aufbau u. Darstellung). — 193—6 *de Waele, The magic Stoff or Rod in Graeco-Italian Antiquity (S. Eitrem, hebt den sparsamen Gebrauch des Zauberstabes in der hellenist.-ägypt. Magie hervor). — 196—201 *Lexa, La magie dans l'Égypte antique (G. Roeder: gründlich u. vielseitig). — 222—4 *Collart, Les Papyrus Bouriant (W. Schubart, gibt Bemerkungen u. Ergänzungen zu den darin enthaltenen Urkunden u. literar. Texten). — 230—1 *Stscherbatsky, La théorie de la connaissance et de la logique chez les Bouddhistes tardifs (v. Wesendonk: erschöpfende Darstellung).
5 233—6 *v. Wilamowitz, Kyrene (F. Studniczka: glänzender Vortrag). — 257—62 *Vogt, Terrakotten der griechisch-ägyptischen Sammlung Sieglin (W. Otto, rühmt die Einzelbehandlung, die das Bild aus den bisherigen ägypt. Terrakottenpublikationen ergänzt u. vertieft, vermißt aber einen allgemeinen Abschnitt über grundsätzliche Fragen, z. B. nach der Bestimmung der Terrakotten).
6 297—305 *G. Kittel, Die Probleme des palästinischen Spätjudentums und das Urchristentum (R. Bultmann: tut die Bedeutung der rabbinischen Literatur für die Erforschung des Judentums u. Urchristentums dar). — 335—8 *Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte (L. Borchardt, bespricht den Wert u. die Benutzungsmöglichkeiten dieses unentbehrlichen Rüstzeugs). — 339—49 *Segl, Vom Kentrites bis Trapezunt (C. F. Lehmann-Haupt, stimmt der Auffassung des Parasangen als Zeitmaß zu, lehnt aber die Routenführung der Zehntausend ab). — 351—2 *Tscherikower, Die hellenistischen Städtegründungen von Alexander d. Gr. bis auf die Römerzeit (E. Bickermann: sorgfältige Erneuerung der s. Zt. von Droysen gegebenen Städteliste u. Untersuchung des Wesens der hellenist. Kolonisation). — 357—8 *Winter, In the Service of Rome; The family letters of Paniskos (W. Schubart: 1. 5 hübsche Papyrusbriefe, die sich auf den Dienst von Provinzialen in Heer u. Flotte der Römer beziehen; 2. 7 Papyrusbriefe, wozu Ref. Vorschläge zum Text gibt).
7/8 374—84 *1. Calderini, ΘΗΣΑΥΡΟΙ; 2. Collomp, Recherches sur la chancellerie et la diplomatique des Lagides (F. Zucker: 1. sammelt u. ordnet das Material über die Getreidespeicher des ptol. u. röm. Ägyptens, freilich nicht immer zuverlässig; 2. sorgsam u. klar). — 395—402 *Milne, Catalogue of the Literary Papyri in the British Museum (W. Schubart, nennt die neuen Stücke aus dem reichen u. vielseitigen Inhalt). — 406—10 *Epitymbion Swoboda (J. Hasebroek, bespricht daraus S. 408 W. Otto, Zum Hofzeremoniell des Hellenismus u. S. 409 San Nicolò, Zur Vereinsgerichtsbarkeit im hellenist. Ägypten). — 410—4 *Baynes, The Byzantine Empire (E. Stein, anerkennend). — 431—4 *Maiuri-Jacopich, Servizio archeologico a Rodi 1912—27 (Hiller v. Gaertringen). — 436—40 *Leipoldt, Die Religionen in der Umwelt des Urchristentums [Bilderatlas zur Religionsgeschichte hrsg. v. Haas 9/11] (L. Deubner: führt die hellenist.-röm. Konkurrenten des Christentums im Bilde vor; der Mithraskult fehlt noch). — 452—5 *Beneševič, Monumenta Sinaitica archaeologica et palaeographica I (G. Ostrogorsky: Frucht dreier Forschungsreisen zum Katharinakloster auf dem Sinai).
9 469—79 *Beloch, Griechische Geschichte IV 2. Aufl. (H. Berve: grandiose Leistung). — 485—92 *Kerényi, Die griechisch-orientalische Romanliteratur in religionsgeschichtlicher Beleuchtung (A. D. Nock: will das typische Schema des griech. Romans in der ägypt. Geschichte von Isis u. Osiris finden).
10 583—6 *Viereck, Philadelpheia (H. J. Bell: zuverlässig u. lebendig geschrieben, vor allem vorzüglich für den Nichtfachmann geeignet). — 588—90 *Dölger, Sol salutis 2. Aufl. (J. Zellinger: eröffnet einen interessanten Einblick in den Symbol- u. Formenreichtum, den das Tagesgestirn in den antiken Kulturen u. in Anlehnung daran in der altchristl. Kirche ins Leben gerufen, u. zeigt Wurzeln im antiken Sonnenkult auf). — 592 *Ehrenberg, Karthago (E. Kornemann: zeigt, daß wir mit der alten Formel Orient—Okzident gegenüber Karthago u. seinen Gegenspielern nicht auskommen). — 593—4 *Jouguet-Collart-Lesquier, Papyrus Grecs [P. Lille] I, 4 (W. Schubart: reiche Nachträge u. Verbesserungen sowie Indices zum 1. Bd. der Liller Papyri).
11/12 601—2 *Matz, Die frühkretischen Siegel (B. Schweitzer: eine kühne, zuverlässige u. bedeutsame Leistung). — 618—21 *v. Wilamowitz, Reden und Vorträge II 4. Aufl. (E. Nachmanson: behandelt im Unterschied vom I. Bd. vorzugsweise geschichtliche Themata). — 659—69 *Partsch-Wilcken, Juristische Urkunden der Ptolemäerzeit = Mitteilungen aus der Freiburger Papyrussammlung 3 (W. Kunkel: ein Werk von seltener Vollkommenheit).

5 1929:
1 20—4 *Watzinger, Malerei und Plastik der griechisch-ägyptischen Sammlung Sieglin (J. Sieveking: wichtiger Baustein zur hellenist. Kunstgeschichte; Ref. stimmt W. zu, daß es in Alexandria wohl Kunst u. vor allem Kunsthandwerk, aber keine im eigentlichen Sinne große alexandrin. Kunst gegeben habe). — 24—30 *Noack, Triumph und Triumphbogen (C. Weickert, hält mit N. den Ehrenbogen für eine einheimisch röm. Bauform u. nicht vom Osten übernommen). — 30—5 *Del Grande, Liturgiae Preces Hymni Christianorum e papyris collecti (J. Kroll: wissenschaftlich wertlos u. dilettantisch). — 35—41 *Mayser, Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit II, 1 Satzlehre (H. Frisk, anerkennend). — 48—51 *Ernst Meyer, Untersuchungen zur Chronologie der ersten Ptolemäer (W. Kunkel, lehnt die Ergebnisse mit Beloch ab). — 51—4 *Robinson, Greek and Latin Inscriptions from Asia Minor (K. Stade: Inschriften aus dem Gebiete von Antiochia in Pisidien).

2 105—9 *Stade, Der Politiker Diokletian und die letzte große Christenverfolgung (E. Hohl: unrichtige Beurteilung des Laktanz, doch liebevolle Herausarbeitung des einst von Seeck so stark verzeichneten Bildes Diokletians).
3 150—4 *Kern, Die griechischen Mysterien der klassischen Zeit (L. Ziehen: will weitere Kreise mit den eleusinischen, samothrakischen u. orphischen Mysterien bekannt machen). — 161—5 *Bräuninger, Untersuchungen zu den Schriften des Hermes Trismegistos (M. Dibelius: einsichtige Behandlung von Gnosis u. Heimarmene). — 172 *Bilabel, Sammelbuch Griechischer Urkunden aus Ägypten III, 2 (W. Schubart, anerkennend).
4/5 177—84 *Chapoutier et Charbonneaux, Mallia (G. Rodenwaldt: Vorbericht über die Ausgrabung des Palastes von Mallia, östl. von Knossos, durch die die Entstehung der monumentalen Palastarchitektur in Kreta in ein neues Licht gerückt wird). — 185—7 *Harland, Prehistoric Aigina (G. Welter, betont, daß der Stand der prähist. Forschung in Griechenland noch nicht gestattet, weitgehende histor. Schlüsse zu ziehen). — 220—6 *Hasebroek, Staat und Handel im alten Griechenland (P. N. Ure). — 226—31 *Gsell, Histoire ancienne de l'Afrique du Nord V, VI (J. Vogt: ausgezeichnetes Gesamtbild des Landes u. Volkes der Berber vor der röm. Eroberung). — 231—6 *Abbott-Johnson, Municipal Administration in the Roman Empire (M. Rostowzew: wertvoll durch die den Hauptteil des Buches ausmachende Chrestomathie von munizipalen Urkunden mit trefflichen Kommentaren, darunter an zweiter Stelle 'Documents from Egypt').
6 289—91 *Wace, A Cretan Statuette in the Fitzwilliam Museum (G. Lippold: gibt, wenn auch im Anschluß an eine moderne Fälschung, eine Untersuchung über das Frauengewand in der kretischen Kultur). — 338—43 *Warmington, The Commerce between the Roman Empire and India (O. Stein: ausführliche u. gewissenhafte Darstellung der handelspolitischen Probleme; für die kulturhistorischen gibt Ref. ein paar Andeutungen, betont, daß kulturelle Verbindung nur mit den Griechen bestand). — 343—5 *Kornemann, Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur (H. J. Rose, abfällig).
7 354—70 *Reitzenstein, Die Vorgeschichte der christlichen Taufe (H. H. Schaeder: energischer Versuch, ein wichtiges Stück urchristl. Entwicklung ganz neu aus dem Zusammenhang der oriental. Religionsgeschichte zu sehen, dem der Ref. trotz Widerspruchs gegen die Schweise starke positive Wirkung zuspricht). — 370—86 *Wilcken, Alexanders Zug in die Oase Siwa (H. Berve, verteidigt gegen W. die allgemeine Ansicht, Alexander habe das Orakel aufgesucht, um die Gottessohnschaft des Ammon zu gewinnen, rühmt jedoch die Fülle ausgezeichneter Einzelbemerkungen u. den methodischen Wert der Untersuchung).
8 435—40 *Viereck und Zucker, Papyri, Ostraka und Wachstafeln aus Philadelphia im Fayum [BGU. 7] (M. Rostowzew, lobend). — 446—52 *Oppermann, Zeus Panamaros (F. Schwenn: ein karischer Kult, der später mehr oder weniger gräzisiert wurde). — 457—8 K. Preisendanz, Ein Papyrus in griechischer Geheimschrift (Hinweis auf eine Hunt gelungene glänzende Entzifferung eines kryptographischen Zauberpapyrus mit Anweisungen zu magischen Praktiken).
9 521—2 *Lot, La fin du monde antique et le début du moyen age (M. Gelzer: behandelt die Zeit vom 3.—8. Jh., in der Gesamthaltung zu negativ).
10 575—7 *Preisendanz, Papyri Graecae magicae 1 (Th. Hopfner: erster Teil eines Corpus der Zauberpapyri, voll wertvoller Belege für den religiösen Synkretismus u. das üppige Emporwuchern der oriental. Kulte). — 582—9 *Kleinasiatische Forschungen hrsg. von F. Sommer u. H. Ehelolf I, 1 (A. Nehring, hebt aus dem ersten Heft der neuen Zeitschrift hervor die Aufsätze von Kretschmer, Der Name der Lykier u. andere kleinasiat. Völkernamen, u. Friedrich, Werden in den hethitischen Keilschrifttexten die Griechen erwähnt?).
11 633—4 *Pfister, Die griechische und römische Religion (O. Kern: knappe geschickte Einführung, die auch die vorgriech. Religion stark berücksichtigt).
12 684—6 *Yale classical studies ed. Hormon Vol. 1 (E. Bickermann, bespricht daraus kurz u. a. die Abhandlungen von Goodenough über die Vorstellung vom König als personifiziertem Gesetz im Hellenismus, eine Idee oriental. Ursprungs, Mc. Lean jr. über die Dorfverwaltung im röm. Syrien, Bellinger über Spuren der indischen Sprache in den Texten von Tell Amarna u. Boghazköi; die Vermutung von Tracy, daß der Aristeasbrief eine jüdische proägyptische Antwort auf das antiägyptische 3. Makkabäerbuch wäre, lehnt B. ab). — 687—8 Ed. Fraenkel, Aby Warburg †.

6 1930:
1 30—5 *Behn, Das Mithrasheiligtum zu Dieburg (A. D. Nock: besonders merkwürdig das doppelseitige, drehbare Kultbild ohne die übliche Darstellung des Stieropfers). — 35—9 *Knorringa, Emporos (F. Oertel: Dissertation über den vorhellenist. Handel, aber mehr Einzelheiten als Zusammenhänge gebend).
2 108—12 P. Wolters, Franz Studniczka †.
3 115—21 *Edgar, Zenon Papyri (P. Viereck: zusammenfassende mustergültige Publikation aller Zenonpapyri des Kairener Museums, deren reichen Inhalt Ref. skizziert u. durch Einzelbemerkungen ergänzt). — 161—3 *Septuaginta ed. Rahlfs. 1: Genesis (H. Windisch: gewaltige Arbeit).
4 199—204 *Novum Testamentum Graecum cur. Nestle (H. v. Soden: 13. Aufl. des bekannten kritischen Handtextes des N.T. mit völlig neuem Apparat). — 212—7 *Herzog, Heilige Gesetze von Kos (G. Klaffenbach). — 238—40 J. Vogt, Julius Kaerst †.
5 245—62 *Valentin Müller, Frühe Plastik in Griechenland und Vorderasien (F. Matz, Ergebnisse wie Methode sehr anerkennend: typengeschichtl. Untersuchung von der neolith. bis in die griech.-archaische Zeit, die der Kunst der vorgriech. Ägäis u. des alten Vorderasien das abfragt, was sie zur Stilgestaltung in Griechenland beigetragen haben kann; Ägypten bleibt außerhalb des Rahmens). — 263—9 *Lamb, Greek and Roman bronzes [Methuen's Handbooks of Archaeology] (K. A. Neugebauer: nützliche Darstellung der Geschichte der Statuetten u. dekorativen Werke in Erz von der orientalisierenden Periode bis zur röm. Kaiserzeit).
6 311—6 *Rostovtzeff, A History of the Ancient World (U. Kahrstedt: Knappe Geschichte des Altertums in zwei Bänden, Orient-Griechenland und Rom, mit starker Betonung von Wirtschaft u. Kultur, besonders Kunst und Abbildungen in meisterhafter Auswahl). E. Kühn.

Göttingische Gelehrte Anzeigen 191 1929:
5 244—51 *P. Schebesta, Orang-Utan. Bei den Urwaldmenschen Malayas und Sumatras (H. Plischke).
6 268—74 *K. van den Steinen, Die Marquesaner und ihre Kunst. I.—III. (G. Friederici).
7 335—6 *F. Weller, Tausend Buddhanamen des Bhadvakalpa (R. Fick). — 345—50 *F. Babinger,

R. Gragger, E. Mittwoch, J. H. Mordtmann, Denkmäler aus Ungarns Türkenzeit (J. Schacht).
8 353—72 *G. Ostrogorsky, Studien zur Geschichte des byzantinischen Bilderstreites (F. Dölger). — 372—80 *E. Meyer, Geschichte des Altertums. II. Bd. (H. Kees).
10 439—46 *B. D. Filow, Die archaische Nekropole von Trebenischte am Ochridasee (E. Pernice).
E. P. B.

Journal des Savants 1929:
Januar A. Merlin, Les Métopes du Parthenon.
Februar C. Boreux, Etudes d'Art Egyptien. (Ausführliche Besprechung von Capart, Documents pour servir à l'étude de l'art Egyptien.) — G. Radet, Aornos. (Ausführliche Besprechung von: Sir Aurel Stein, Alexanders Campaign in the Indian North-West Frontier. Die Feste Aornos am westlichen Ufer des Indus [Arrian IV, 28ff.] setzt Stein in die Nähe von Amb am Oberlauf des Flusses nordöstlich von Peschawar.) — R. Cagnat, Deux nouveaux Certificats de Naissance Egyptiens. (Bespricht zwei Wachstafeln mit Auszügen aus dem Geburtsregister in lateinischer Sprache im Kairener Museum.)
März Picard, Le Palais de Minos à Cnossos I. (Ausführliche Besprechung des ersten und zweiten Bandes von Evans: The Palace of Minos. Der Referent stimmt Evans' Ansichten über die Herkunft der kretischen Kultur aus Kleinasien und über die weitere Verbreitung der Kultur nach Egypten und nach Westeuropa zu.) — Paul Pelliot, L'origine des relations de la France avec la Chine. (Über die Fahrt der „Amphitrite" nach China 1698—1700.) — J. Toutain, La Magie dans l'Egypte Antique (Besprechung von Lexa, La Magie dans l'Egypte, zustimmend).
M. Pieper.

Kant-Studien 34 1929:
1/2 224 *J. v. Negelein, Weltanschauung des indogerman. Asien (F. O. Schrader). — 261—5 Josef Heller, Die Philosophie der modern-hebräischen Literatur.
W. P.

Ostasiatische Zeitschrift N. F. 4 (14) 1928:
4 175—88 A. Coomaraswamy, Notes on Indian coins and symbols (Geschichte und Deutungsversuche des „caitya", Nandipada, Vardhamānaka, Śrīvatsa, Punnaghaṭa etc.; Buddha auf keinen Münzen vor Kaniṣka; die „Tänzerin" auf den Agathokles- und Pantaleon-Münzen). — 189—95 A. Eckardt, Der Zodiakal-Tierkreis in der koreanischen Kunst des 9. Jahrhunderts (Flachreliefs von einem Grabe bei Kjongtju, Südkorea, und ähnliche Wei- und T'ang-Terrakotten). — A. Hermann, Die Lage des Landes Ta Ts'in (Polemik gegen Forkes Auffassung als Römisches Reich in O. Z. 1927; Ta Ts'in = Arabia Felix). — *O. C. Gangoly, Masterpieces of Rajput Painting (W. Cohn). — *E. Sénart, Les castes dans l'Inde (v. Glasenapp). — *Tsch'ên Yuan, Tschung si hui schi ji li; Ör schi schi schuo jun piao (O. Franke) — *E. Boerschmann, Chinesische Architektur (O. Kümmel). — *The George Eumorfopoulos Collection (O. Kümmel). — *W. K. Arsenjew, Russen und Chinesen in Ostsibirien (E. Haenisch). — *W. Wagner, Die chinesische Landwirtschaft (W. Menck). — *F. W. Mohr, Fremde und deutsche Kulturbetätigung in China (W. Schüler). — *M. Linde, Die Tung-chi Universität (W. Schüler). — *G. Migeon, Au Japon (K. Nassauer). — *A. Lorenzen, Die Gedichte Hitomaros (A. Chanoch).
5 (15) 1929:
1 1—4 M. Wegner, Eine chinesische Maitreya-Gruppe vom Jahre 529 (Bronze-Altar des Han Tê-chou, Slg. Berenson, Florenz). — 5—11 O. Kümmel, Zur Geschichte der japanischen Plastik (Datierte und signierte Werke nach Nakagawa Tadayori und Numada Yorisuke, Zōzōmeiki, Tōkyō 1926, und eigenen Notizen, sowie die Berliner Kwannon von 1351). — 12—4 L. Reidemeister, Über einige typische chinesische Fälschungen (Nachahmungen von T'ang-Tonfiguren in Silber, usw.). — 15—7 A. von Le Coq, Teppiche der Kara-Kirghisen aus der Gegend des Terek-Passes in Russisch-Turkistan. — 18—22 W. Cohn, Fünf indische Kunstgeschichten (*A. Coomaraswamy, Geschichte der indischen und indonesischen Kunst; *E. Diez, Die Kunst Indiens; *K. de B. Codrington, Ancient India; *O. Fischer, Die Kunst Indiens, Chinas und Japans; *K. Doehring, Indische Kunst). — *J. Dahlmann, Indische Fahrten (E. Boerschmann). — *Fr. Sarre, Die Keramik von Samarra (O. Kümmel). — *Gundert, Der Schintoismus (A. Chanoch).
2 43—5 O. Kümmel, Wilhelm von Bode. — 46—8 Fr. Ayscough, Phantasmagoria (Saal der frühen Bronzen in der Ausstellung Chinesischer Kunst in der Berliner Akademie der Künste). — 49—52 J. G. Anderson, Praehistorische Kulturbeziehungen zwischen Nordchina und dem näheren Orient (Keramik und Bronzen Sibiriens und der Skythen). — 53—9 W. Cohn, Chinesische Malerei im Lichte der Akademie-Ausstellung und neuerer Publikationen. — 60—75 A. Waley, Shiba Kōkan, 1737—1818 (Dichter und Maler, unter europäischem Einfluß). — *Castellani, La Regola Celeste di Lao-tse (A. Forke). — *Castellani, La Dottrina del Tao (A. Forke). — *C. Mayo, Mutter Indien (W. Cohn). — *v. Salzmann, Zeitgenosse Fo (W. Cohn). — *G. Nioradze, Der Schamanismus (F. Lessing). — *Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes (W. Cohn). — *Worringer, Griechentum und Gothik (W. Cohn). — *Molisch, Im Lande der aufgehenden Sonne (E. Ulmer). — *Meißner, Tanabata (A. Chanoch). — *Nachod, Bibliographie von Japan (O. Kümmel).
3 99—102 W. Cohn, Eine Neuerwerbung der Abteilung für Ostasiatische Kunst (Ku-Sakralbronze der Spät-Chou-Zeit). — 103—9 O. Kümmel, Deutsche und japanische Versteigerungen (Slgn. Breuer u. Perzýnski, Slg. Fujita). — 110—4 G. Ecke, Chiang Tung Ch'iao. Eine Brücke in Süd-Fukien aus der Zeit der Nan-Sung. — 115—6 O. Kümmel, Harushige und Kōkan. — 117—8 W. Fuchs, Zur „Geschichte der Ch'ingdynastie". — 119—21 A. Ghose, Bemalte Buchdeckel aus Alt-Bengalen. — *The George Eumorfopoulos Collection: Catalogue of the Chinese and Corean Bronzes (O. Kümmel). — *Yamanaka, Tenryūzan Sekibutsushū (O. Kümmel). — *Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes II (W. Cohn). — *Vogel, Indian Serpent-Lore (H. Goetz). — *Lederer, Japan-Europa (A. Chanoch). — *G. von Mehrhart, Bronzezeit am Jenissei (L. Bachhofer).
4 139—41 L. Reidemeister, Zur Sung-Keramik (Ju yao-Flaschenvase, Slg. Worch, Berlin). — 142—8 Zoltán de Takács, Some Irano-Hellenistic and Sino-Hunnic Art Forms. — 149—55 H. Goetz, Illustrationen zu Kālidāsa's Kumārasambhava aus dem westlichen Himālaya (um 1800). — 156—78 M. Wegner, Ikonographie des chinesischen Maitreya (auf Grund von Darstellungen mit Inschriften). — *L. Renou, Les Maîtres de la philologie védique (H. v. Glasenapp). — *I. J. Korostovetz, Von Cinggis Khan zur Sowjetrepublik (A. Chanoch). — *J. Trübner, Yu und Kuang (L. Reidemeister). — *F. M. Jonas, Netsuke (O. Kümmel). — *G. Schurhammer, Das kirchliche Sprachproblem in der Japanischen Jesuitenmission des 16. und 17. Jahrhunderts (A. Chanoch). — *R. Goldschmidt, Neu-Japan (K. Nassauer). — *W. Plage,

Der Hausverband im modernen japanischen Zivilrecht (A. Chanoch).
5 199—200 W. Cohn, Der Fabeltierkopf der Sammlung von der Heydt (Han ?). — 201—10 O. Kümmel, Zur chinesischen Künstlergeschichte (22 kurze Biographien von Li An-chung bis Lu Wei). — 211—5 W. Perceval Yetts, Chinese Tomb Figures in Silver (Kontroverse mit L. Reidemeister, O. Z. V, S. 12—14). — 216—29 M. Wegner, Ikonographie des chinesischen Maitreya (Fortsetzung von 4, 156—78). — *K. Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte (W. Cohn). — *H. Herbst, Bericht des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens 1253—5 (F. Lessing). — *G. Cleinow, Neu-Sibirien (A. Chanoch). — *O. C. Gangoly, Southern Indian Bronzes (W. Cohn). — *Nobuhiro Matsumoto, Essai sur la Mythologie Japonaise (A. Chanoch). — *B. March, China and Japan in our Museums (O. Kümmel).
6 245—6 L. Reidemeister, Ein Meisterwerk der Sung-Keramik (Chün yao-Blumenkübel, St. Museen, Berlin). — 247—8 E. Pottner, Zur Sungkeramik (zu L. Reidemeister, in 4 139—41). — 249—51 A. von Le Coq, Steine mit Menschen- und Tier-Darstellungen aus der Mongolei (Figuren in tocharischer Tracht). — 252—70 M. Wegner, Ikonographie des chinesischen Maitreya (Fortsetzung von 5 216—29). — *Yamanaka, Tō-sō Seikwa (O. Kümmel). — *V. Hundhausen, Wang Schi-fu und Guan Han-king, ein chinesisches Singspiel (F. Lessing). — *G. Margoulies, Le Kou-Wen Chinois; Le „Fou" dans le Wen-Siuan (F. Lessing). — *H. von Glasenapp, Heilige Städte Indiens (W. Cohn). — *M. Hürlimann, Indien. Baukunst, Landschaft und Volksleben (W. Cohn). — *G. Mensching, Buddhistische Symbolik (W. Cohn). — *Dhan Gopal Mukerdschi, Kari der Elefant (Br. Lessing). — *Ders., Jugendjahre im Dschungel (Br. Lessing). — *K. Rasmussen, Die große Jagd (Br. Lessing).

H. Goetz.

Oudheidkundig Verslag 1928. Uitgegeven door het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen:
1/2 3—35 Van Stein Callenfels, Oudheidkundig verslag over het eerste en tweede kwartaal 1928 (Mittel-Java, besonders Arbeiten in Prambanan. Ost-Java. Epigraphie und Ikonographie: Fund eines Bronzegefäßes im Distrikt Malang, das 48 Figuren aus Blattgold, Götter, religiöse Symbole, Tiere usw. enthielt; Fund einer stark beschädigten, künstlerisch und ikonographisch bedeutungsvollen Steinplastik aus der Singasari-Periode, Guhyeśvarī, eine bisher nur aus Nepal bekannte buddhistische Erscheinungsform Durgās vorstellend; zwei kleine Inschriften aus Singasari. Prähistorie: Entdeckung neolithischer Werkstätten mit großen Mengen meist halbfertiger Steinbeile und steinerner Pfeil- und Lanzenspitzen auf Java). — 36—62 Lijst van fotografische opnamen over het eerste en tweede kwartaal 1928. — 63—70 R. Goris, De Oud-Javaansche inscripties uit het Sri-Wedari-Museum te Soerakarta. — 71—7 P. J. Perquin, De Bhatara-Goeroe van Singosari.
3/4 81—104 Van Stein Callenfels, Oudheidkundig verslag over het derde en vierde kwartaal 1928 (Mittel-Java, besonders Arbeiten in Prambanan. Ost-Java. Epigraphie und Ikonographie: Fortschritte in der Deutung der Borobudur-Reliefs anläßlich des Besuches Sylvain Lévis; Fund einer altmalaiischen Inschrift, eines bronzenen Buddha-Kopfes und von Fragmenten eines stehenden Buddha aus Stein in Palembang, Sumatra; daß dieser, wie man ursprünglich meinte, der Gandhāra-Schule angehöre, wird für unwahrscheinlich erklärt und das Bild der Gupta-Periode zugewiesen, doch handle es sich zweifellos um eine der allerältesten, bisher aus dem Archipel bekannten Skulpturen. Prähistorie, besonders Höhlengrabungen. Holländische und mohammedanische Altertümer). — 105—8 W. F. Stutterheim, Transcriptie van een defecte corkonde op bronzen platen uit het Malangsche (Alte Kopie auf zwei stark beschädigten Platten einer Urkunde aus der Kadiri-Periode, 11.—12. Jahrhundert). — 109—22 V. I. van de Wall, Rapport van het voorloopig onderzoek naar de aanwezigheid en den toestand van de oudheidkundige overblijfselen uit den Compagniestijd in het Gouvernement Celebes en Onderhoorigheden en de Residentie Manado, September-December 1928. — 123—8 P. J. Perquin, Oudheidkundig onderzoek te Palembang (über die oben erwähnte Steinfigur eines stehenden Buddha). — 129—36 P. J. Perquin, Rapport omtrent de Kraton „Kasepoehan" te Cheribon. — 137—57 V. I. van de Wall, Bouwgeschiedenis van het fort Speelwijk te Banten.
1929:
1/2 3—25 Van Stein Callenfels, Oudheidkundig verslag over het eerste en tweede kwartaal 1929 (Mittel-Java, besonders Arbeiten in Prambanan. Untersuchung des Stūpa von Muara-Takus auf Sumatra. Epigraphie: Goldmünzen und Kupferplatten von Bali; einleitende Bemerkungen von R. Goris zu einer geplanten vollständigen Ausgabe der altjavanischen Inschriften, wobei zunächst die Inschriften der ersten Periode bis zu jener des Königs Sindok von Śaka 851 in Angriff genommen werden sollen. Prähistorie: Studienreise van Stein Callenfels' nach den Philippinen, wo das Vorhandensein eines Paläolithikums mit „Sumatra-Typen", ferner einer dem Bacsonien verwandten Kultur und von neolithischen Schulterbeilen festgestellt werden konnte, welch letztere für die einstige Zugehörigkeit der Philippinen zum Kulturgebiet der Austroasiaten sprechen; Untersuchung der neolithischen Werkstätten auf Java; Höhlengrabungen zu Sampung und Bodjanegara auf Java). — 26—71 Lijst van fotografische opnamen over het derde en vierde kwartaal 1928 en het eerste en tweede kwartaal 1929. — 72 Gewicht der in Gianjar (Bali) gevonden gouden Hindoe-munten uitgedrukt in grammen. — 73—8 R. Goris, Eenige nieuwe koperplaten op Bali gevonden (darunter zwei datierte von Śaka 1099 und 1103). — 79—82 Verslag van Dr. W. F. Stutterheim nopens diens reis naar Bali (am reichsten an Altertümern ist die Umgebung von Pedjeng. Sie entstammen der letzten Blüteperiode selbständiger balischer Reiche vor der Eroberung durch Majapahit im Jahr 1343). — 83—128 V. I. van de Wall, Inventaris van de Nederlandsche oudheden in het Gouvernement Celebes en Onderhoorigheden. — Beilage: V. I. van de Wall, Mr. Dr. J. C. Overoorde. In memoriam. R. H.-G.

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde 67 1927:
3/4 217—346 Paul Wirz, Der Reisbau und die Reisbaukulte auf Bali und Lombok. — 347—57 F. van Konijnenburg, Pamase als apanage in de Noordelijke vlakte van Sidenreng (Landbesitzrecht und Besiedlungsgeschichte des Fürstentums Sidenreng im nördlichen Teil der südwestlichen Halbinsel von Celebes). — 358—82 W. F. Stutterheim, Falsificaat of boersche kunst (Fälschungen altjavanischer Bronzen und Fortleben bäuerlicher, in der Hinduzeit wurzelnder Überlieferung in spätjavanischen Bronzefiguren). — 383—436 A. Verheul, De Meunasah in Pasè (Dorfverfassung im Fürstentum Pasè, Nord-Sumatra. Meunasah ursprünglich das Versammlungshaus des Dorfes, dann das Dorf selbst als territoriale

und rechtliche Einheit). — 437—61 P. C. Bloys van Treslong Prins, De „Magnifique theca of Boekekas" in de Leeszaal van het Museum te Weltevreden. (1747/48 zu Batavia verfertigter holländischer Archivkasten). — 462—502 *R. Ng. Poerbatjaraka, Agastya in den Archipel (F. D. K. Bosch).

68 1928:

1/2 1—64 F. D. K. Bosch, De inscriptie van Keloerak. Bei Prambanan gefundene, Śaka 704 datierte Nāgarī-Inschrift eines Fürsten aus der Śailendra-Dynastie, die von der Errichtung eines Mañjuśrī-Bildes berichtet). — 65—91 Suniti Kumar Chatterji, The foundations of civilisation in India (über die arischen, dravidischen und austroasiatischen Wurzeln der indischen Kultur). — 92—124 V. Obdeyn, Indragirische weefkunst.

3/4 125—255 Jac. Woensdregt, De landbouw bij de To Bada' in Midden Selebes. — 256—91 H. Geurtjens, Over Tanimbareesch Taaleigen. — 292—346 J. Mallinckrodt en L. Mallinckrodt-Djata, Het magah liau, een Dajaksche priesterzang (beim Totenfest zwecks Geleitung der Seelen in das Totenland vorgetragen. Stamm Bara Dia der Ngadju-Gruppe. Text, Übersetzung, Anmerkungen). — 347—56 J. Kunst, Over eenige Hindoe-Javaansche muziekinstrumenten. — 357—88 Lijst van de aanwinsten der Ethnographische Verzameling in 1926 en 1927. — 389—95 Lijst van de aanwinsten der Archaeologische Verzameling in 1927.

69 1929:

1/2 1—50 P. Wink, De ontwikkeling der inheemsche rechtspraak in het Gewest Benkoelen. — 51—7 A. Pannekoek, Een merkwaardig Javaansch sterrebild. — 58—96 H. van der Veen, Nota betreffende de grenzen van de Sa'dansche taalgroep en het haar aanverwante taalgebied. — 97—134 R. A. H. Djajadiningrat, De ceremonie van het „poela batèë" op het graf van Soeltan Iskandar II van Atjeh [1636—41] (Poela batèë, wörtlich „Steine pflanzen", ist das mit bestimmtem Zeremoniell verbundene Aufstellen von Grabsteinen auf Gräbern). — *135—56 W. F. Stutterheim, A Javanese period in Sumatran history (F. D. K. Bosch). — 157—236 Verslagen en Mededeelingen van de Afdeeling Taal-, Land- en Volkenkunde van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen I 1926—28: 161—207 Verslag van de werkzaamheden der Afdeeling van de oprichting tot eind 1928. Statuten van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Reglement van Orde van de Afdeeling Taal-, Land- en Volkenkunde. Naamlijst der leden, oud-leden en correspondenten van de Afdeeling Taal-, Land- en Volkenkunde. Verslag van de Commissie van advies nopens de organisatie van het taalkundig onderzoek in Nederlandsch-Indie, ingesteld door de Afdeeling voor Taal-, Land- en Volkenkunde van het Koninklijk Bat. Gen. van K. en W. in haar zitting van November 1926. — 208—20 Th. Pigeaud, Stukken betreffende het onderzoek in Blambangan. — 221—26 R. Goris, Een merkwaardige vondst op den Tengger. (Tuchrolle, die mit Mantras beschriebene Lontarblätter, Münzen usw. enthält und als magisches Schutzmittel beim Fechten mit Rotangstöcken gebraucht wurde). — 227—8 A. Mühlenfeld, De Batoe Toelis bij Buitenzorg. — 229—36 Th. Pigeaud, Het nieuwe Javaansch-Nederlandsche Woordenboek.

3/4 237—53 H. J. de Graaf, De gezichten op Oud-Batavia vanuit zee (das Stadtbild Batavias im 17. und 18. Jahrhundert). — 254—319 Rampi'sche verhalen, vertaald en van aanteekeningen vorzien door Jac. Woensdregt (Text, Übersetzung, Anmerkungen. Rampi ist eine zur Abteilung Paloppo gehörende Landschaft in Mittel-Celebes). — 320—52 J. Kunst en E. Machjar Koesoemadinata, Een en ander over Pélog en Sléndro (Musikalische Tonleitersysteme auf Java und Bali). — 253—425 V. Obdeyn, De langkah lama der orang Mamak van Indragiri (Langkah „Schritt", „Gang", langkah lama „der frühere Gang", die alten Bräuche, im Gegensatz zu langkah baru, den neueren, unter dem Einfluß des Islam und der Sultansregierung eingedrungenen Bräuchen. Wohngebiet, Herkunft, Geschichte, Religion, mutterrechtliche Gesellschaftsordnung, Rodungsfeldbau, Recht, materielle Kultur der Mamak. Sie selbst nennen sich Sakai). — 426—35 Origineele bescheiden van en over Georgius Everhardus Rumphius. Medegedeeld door P. C. Bloys van Treslong Prins. R. H.-G.

Történeti Szemle 14 1929:

Ed. Mahler, A. Magyar Nemzeti Múseum két történenelmi fontosságú egyiptomi köemleke (schöne Stele eines Hilfstruppenobersten Neferhaut mit interessantem Gebet, darüber Thutmosis III. vor Amon opfernd; Hockerstatue des mit der Prinzenlocke geschmückten, als selig bezeichneten Kronprinzen Scheschonq II., vgl. ÄZ. 41, 146). Wr.

Türkische Post 1929:

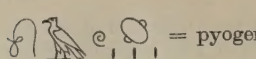
116—8 H. W. Duda, Junus Emre (auch als S.-A. von 22 S. kl. 8° erschienen). R. H.

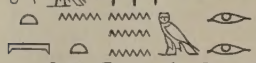
Weltwirtschaftliches Archiv 30 1929:

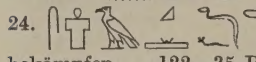
1 41 *A. Bernard, L'Afrique du Nord pendant la guerre (O. G. v. Wesendonk). Wr.

Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 64 1929:

2 97—9 George Reisner, Nefertkauw, the eldest daughter of Sneferuw (m. 2 Taf. Aus einer neuen Inschr. geht hervor, daß Sethes Ansicht, daß sie von ihrem Vater Snofru den Prinzen Nfr-m'·t gehabt habe, nicht haltbar ist; wahrscheinlicher war sie mit ihrem Bruder Cheops vermählt und Nfr-m'·t ihrer beider Sohn). — 99—112 Hermann Kees, Kulttopographische und mythologische Beiträge (I. Die beiden Kinder des Horus im Kult von Hierakonpolis [= „die beiden Hände" des Horus, „das Geheimnis von Nḫn,]. II. Der nördliche und südliche Horus [der erstere ist der ältere als Parallele zum Horus von Nḫn, dann wird ihm ein südlicher, nicht an einen Ort gebundener, gegenübergestellt]. III. Der „älteste" Horus, Hr śmśw [„eine rein theologische Figur kosmischer Herkunft . . . Welten- und Himmelsgott gleich Rê"]. IV. ein oberägyptischer Krokodilsgott als „Horus" [von Nš'w im westl. Teil des Panopolites heimisch]. — 112 Fr. W. von Bissing, Die älteste Darstellung der geflügelten Sonnenscheibe (zu Petrie Tombs of the courtiers Taf. XII 5 und Schäfer, Weltgebäude S. 113: über dem Kopf des Falken ist am Orig. die Sonnenscheibe z. T. deutlich erkennbar, sie „wird gleichsam von den Himmelsfittichen getragen. . . . Die symbol. Bedeutung der Flügelsonne als Himmel wird dadurch gerade in diesem ältesten Beispiel noch besonders klar"). — 113—7 Fr. W. von Bissing, Stele des Nechtmin aus der El Amarnazeit (m. Taf., vielleicht aus der ersten Zeit der Reaktion gegen den toten Amenophis IV. und seine Gemahlin). — 117—22 B. Ebbell, Die ägyptischen Krankheitsnamen (21 = Nässen, nässende Hautfläche o. ä., 22.

 = pyogene Membran o. ä., 23.

 = Katarakt (grauer Star).

24.  = Mydriasis bekämpfen. — 122—35 P. Jernstedt, Graeco-Coptica (I. Σκατζώ [verschrieben für ⲡⲕⲟⲩⲧⲥⲓ = πκόυτζί]. II. ⲧⲉⲣⲡⲟⲥⲥ, ⲧⲉⲣⲡⲟⲥⲥⲓ̄, ⲧⲉⲣⲡⲟⲥⲥⲉⲓⲛ [aus tbi psi über *ⲧⲉⲃ-ⲡⲟⲥⲥ entstanden]. III. Ein sprichwörtlicher Vergleich [ⲛ̄ⲑⲉ ⲛⲟⲩⲧⲁϧⲁⲉ ⲉⲃⲟⲗ ϩⲛ̄ⲛⲟⲩⲕⲁⲧⲟⲩⲥ, wie ein Wassertropfen an einem Eimer, zerstörte Parallele dazu Lemm, Kopt. Misc. 141, andere Stellen mit Bedeutungswandel], IV. Zwei Bibelzitate bei Schenute [Lemm Kopt. Misz. 118, Proverb. 6, 26 = Leipoldt, Schenute 97, 14], V. υπωρα „Obst"). — 135—8 Miszellen (W. Spiegelberg, Eine griech. Wiedergabe von *s' n-sw.* H. Kees, Noch einmal *ḫw śdb cc. r.* H. P. Block, Zu Amenemope XVI 16ff. Fr. W. von Bissing, Der Meister des Grabes des Mereruka-Meri in Saqqara). — 138—40 Eingegangene Schriften. Wr.

Zur Besprechung eingelaufen.

97 Auslandsstudien. Bd. 6: Ostasien.
98 Behnk, Frida: Grammatik der Texte aus El Amarna.
99 Bergsträßer, G.: Plan eines Apparatus Criticus zum Koran.
100 Berliner, Anna: Der Teekult in Japan.
101 Bernatzik, H. A.: Der dunkle Erdteil Afrika. Landschaft. Volksleben.
102 Bévenot, H.: Die beiden Makkabäerbücher übers. u. erklärt.
103 Bloomfield, M., and F. Edgerton: Vedic Variants. A Study of the Variant Readings in the Repeated Mantras of the Veda. Vol. I: The Verb.
104 Bu-ston: History of Buddhism. I.: The Jewelry of Scripture, transl. from Tibetan by E. Obermiller.
105 Capart, J.: Propos sur l'Art égyptien.
106 Chambon, J.: Ägyptisches Bilderbuch. Eindrücke und Reflexionen.
107 Chapouthier, F.: Les Écritures minoennes au Palais de Mallia.
108 Dhorme, P.: Langues et Écritures sémitiques.
109 Diwekar, H.-R.: Les Fleurs Rhétorique dans l'Inde.
110 Dumreicher, A. v.: Fahrten, Pfadfinder und Beduinen in den Wüsten Ägyptens.
111 Dussaud, R.: La Lydie et ses Voisins aux Hautes Époques.
112 Eisser, G., u. J. Lewy: Die altassyrischen Rechtsurkunden vom Kültepe. 1. u. 2. Teil, Urkunden 1—290.
113 Ember, A. †: Egypto-Semitic-Studies. Aus den Überresten d. Originalmanuskr. hergestellt u. nach ält. Arbeiten des Verf. ergänzt von Frida Behnk.
114 Feldhaus, F.: Die Technik der Antike und des Mittelalters.
115 Genouillac, H. de: Textes religieux sumériens du Louvre. I.
116 Gulkowitsch, L.: Die Bildung von Abstraktbegriffen in der hebräischen Sprachgeschichte.
117 Haggard, W. H. D., and G. Le Strange: The Vazír of Lankurán. A Persian Play. A Text-Book of modern colloquial Persian for the Use of European Travellers, Residents in Persia and Students in India.
118 Jacobi, H.: Buddhas und Mahāvīras Nirvāṇa und die politische Entwicklung Magadhas zu jener Zeit.
119 Junge, G., and W. Thomson: The Commentary of Pappus of Book X of Euclid's Elements. Arabic Text and Translation by W. Thomson.
120 Junker, Hch. F. J.: Die hephthalitischen Münzinschriften.
121 Koldewey, R.: Die Königsburger von Babylon. I.: Die Südburg. Hrsg. von F. Wetzel.
122 König, F. W.: Geschichte Elams.
123 Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1931, hrsg. v. G. Lüdtke. 4. Ausg. 1. u. 2. Lfg.
124 Lietzmann, H.: Ein Beitrag zur Mandäerfrage.
125 Luckenbill, D.: Inscriptions from Adab.
126 Ludner, H., u. R. Preußer: Almanlara Türkçe Gramer. Grammatisches Lehr- u. Übungsbuch der Türkischen Sprache für Deutsche.
127 Mjöberg, E.: In der Wildnis des tropischen Urwaldes. Abenteuer u. Schilderungen a. Niederländ.-Indien.
128 Mugler, E.: Gottesdienst und Menschenadel. IV.
129 Narath, R.: Die Union von Südafrika und ihre Bevölkerung.
130 Naville, E.: Détails relevés dans les Ruines de quelques Temples égyptiens.
131 Norden, H.: Durch Abessinien und Erythräa.
132 Pant, D.: The Commercial Policy of the Moguls.
133 Procksch, O.: Jesaia I. übers. u. erklärt.
134 Rachmati, G.-R.: Zur Heilkunde der Uiguren.
135 Reiner, J. †: Zarathustra, hrsg. von E. Schmitt.
136 Reyniers, F.: Taougrat ou les Berbères racontés par eux-mêmes.
137 [Ross:] Persian Art. By E. D. Ross, R. Fry, C. J. Gadd, K. A. C. Creswell, L. Binyon, B. Rackham, L. Ashton, C. E. C. Tattersall.
138 — The Persians.
139 Roy, M. N.: Revolution und Konterrevolution in China.
140 [Rzach:] Charisteria. Alois Rzach zum 80. Geburtstag dargebracht.
141 Sadruddin, M.: Saifuddaulah and his Times.
142 [Schlettwein u. a.:] Togo, Kamerun, Südwestafrika, die Südseekolonien. Geordnet u. bearb. v. A. Schlettwein, J. Lips, B. v. Zastrow, M. Schmidt, H. Vedder, H. Trimborn, R. Thurnwald, E. Schultz-Ewerth.
143 Schmidt, P. W.: Handbuch der vergleich. Religionsgeschichte zum Gebrauch f. Vorles. an Univers., Seminaren usw. u. zum Selbststudium. Ursprung u. Werden der Religion. Theorien u. Tatsachen.
144 Tattersall, C.: The Carpets of Persia.
145 Tezuka, R.: Chün Ch'ên Tao. Studien über das von Konfucius vertretene Tao von Herrscher und Untertan.
146 Tharaud, Jérôme et Jean: La Palestine.
147 Trittel, W.: Einführung in das Siamesische.
148 Tse-Ring-Ouang-Gyal: Dictionnaire Tibétain-Sanscrit, publ. par J. Bacot.
149 Turner, R. L.: A comparative and etymological Dictionary of the Nepali Language.

Mit je einer Beilage des Verlages W. de Gruyter & Co., Berlin, und C. Bertelsmann, Gütersloh.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Scherlstraße 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.